

**Deutscher
Reporterpreis
2017**

**Die 8 nominierten Texte
in der Kategorie
„Beste Lokalreportage“**

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

1) Uta Keseling: Einmal Papst und zurück (0108)	03
2) Peter Schwarz: Der Verlorene (0271)	13
3) Anne Fromm: Wehe, du kommst! (0372)	19
4) Andreas Roth: Rechts abgebogen (0377)	26
5) Anna Klöpfer: Macht's gut! (0443)	31
6) Martin Nejezchleba: Er will es nochmal wissen. (0740)	45
7) Johannes Bebermeier: Voll auf die Glocke (1269)	51
8) Dietmar Telser: Siedlungs-Bande (1279)	57

Einmal Papst und zurück

Papst Franziskus lud 4000 Obdachlose und Bedürftige nach Rom ein. 16 von ihnen kamen aus Berlin – wir waren dabei

Von Uta Keseling, Berliner Morgenpost, 24.12.2016

"Det Flugzeug stürzt ab. Nee, oder?" Sven zieht die Stirn in Falten und schaut sich um. Wir sitzen im Sicherheitsbereich im Flughafen Tegel, eigentlich sollte unser Flieger nach Rom jetzt starten. Alle anderen Fluggäste sitzen schon drin, aber bis auf uns zwei ist unsere Reisegruppe noch immer in den Kontrollen. Neun Uhr, der letzte Aufruf nach Rom, mir bricht der Schweiß aus. Und jetzt? Ich kenne die anderen nicht, habe sie nur am Morgen kurz gesehen: 16 Berliner Menschen aus "prekären Lebenssituationen", die Papst Franziskus nach Rom eingeladen hat, um das Ende des Jahres der Barmherzigkeit zu feiern. Dazu zwei Sozialarbeiter und ich als Reporterin. "Fahr ick halt allein nach Rom!", dröhnt Sven durch den Raum. Vielleicht hat er einfach Flugangst? Die Sicherheitsleute schauen etwas verwundert zu uns.

Meine Mitreisenden sind Menschen, die wohnungslos waren oder sind, die "am Rand der Gesellschaft" leben, wie man so sagt. Sie sind über Suppenküchen und andere Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe für die Fahrt ausgelost worden. Die Reise wird über die Caritas und Spenden finanziert. Von Sven, der in Wirklichkeit anders heißt, hatte ich vorher in der Zeitung gelesen: Dass er in Grunewald geboren ist, aber als West-"Spion" in der DDR mehrere Jahre im Gefängnis saß. Dass er eine Familie hatte und ein bürgerliches Leben, das am Alkohol zerbrach. Dass er fünf Jahre auf der Straße lebte. Und Katholik ist. Es ist ihm ernst mit dem Papstbesuch, sagt er mir. "Da will ick hin. Danach kannick sterben, det is mir ejal."

Schließlich kommen die anderen doch noch. In den Kontrollen ist das Handy einer Helferin verschwunden. Ein Mann ist von Sicherheitsleuten so rüde abgetastet worden, bis er vor Wut und Demütigung zitterte. Erst ein Polizist machte dem ein

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Ende, nachdem wir unsere besondere Reise erklärt hatten. Als endlich alle im Flugzeug sitzen, denke ich ganz kurz: Wahnsinn. Was ist das eigentlich, so eine Wallfahrt? Schließlich hebt das Flugzeug ab.

Worum geht es bei dieser Reise? Um den Papst? Gott? Uns? Die Einladung des Papstes galt ausdrücklich nicht allein Katholiken. Meine Mitreisenden sind evangelisch, katholisch, muslimisch erzogen, manche sind gläubig, andere nicht. "Pilger", lateinisch "peregrinus", bedeutet "Fremder", oder wörtlich übersetzt: "Der übers Feld kam". Wir aber fliegen. Ist das angemessen für eine Wallfahrt der Armen? Gehört zum Pilgern nicht Verzicht? Andererseits: Was soll Verzicht sein für Menschen, die sich normalerweise kaum eine Busfahrkarte leisten können? Manche meiner Mitreisenden sind noch nie geflogen. Sven erzählt, dass er sich für die Fahrt in der Kleiderklammer neue Sachen geholt hat. Dass er heute zwar eine kleine Wohnung in Hellersdorf hat, aber seine Tage draußen verbringt. Er hält es allein in der Wohnung nicht aus.

"Oh, guck mal, das Meer!"

"Da unten sind Schafe!"

"Und wo ist Rom?"

Wir landen.

Donnerstag, 11 Uhr

Rom empfängt uns mit einem Knall. Wir mit Bus gerade an unserem Quartier angekommen, da fliegt uns vor ein Mann ein. Zwischen zwei parkenden Autos schlägt er lang hin, eine Lache breitet sich um ihn aus. Ein Schockmoment vergeht, bis ihm jemand die Hand reicht. Vorsichtig, der Mann starrt vor Dreck, sein graues Haar ist verfilzt. Er stinkt. Die Lache vor ihm ist Bier, die Flasche liegt zersplittert darin. Ist es Zufall, dass er ausgerechnet uns vor die Füße hinfällt?

"Freude über den, der eintritt – Frieden für den, der bleibt – Segen für den, der abreist." So steht es über der Hofeinfahrt des Klosters, in dem wir drei Tage wohnen werden. Das Haus wurde im 19. Jahrhundert als Asyl für Arme und Kranke eröffnet,

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

gleich um die Ecke der berühmten Papst-Basilika Santa Maria Maggiore. Heute betreiben die Schwestern der Heiligen Elisabetta hier eine Pension. Viele Klöster in Rom machen das so, Pilgern ist ein wichtiger Teil des Tourismus in der Heiligen Stadt.

"Bevor wir die Zimmer beziehen, gehen wir essen", kündigt der Organisator unserer Reise an. Rana Bose, 30 Jahre alt, ist Theologiestudent im ersten Semester. Er stammt aus Köln, in Berlin hat er in einer Obdachlosen-Wohngemeinschaft der Jesuiten und in der Suppenküche in Pankow gearbeitet – und seine Berufung gefunden. Er will Priester werden. Es ist die erste Wallfahrt, die er selbst organisiert.

Im Restaurant wird die Reisegruppe begeistert empfangen. Pilger sind in Rom gern gesehene Gäste. Und die genießen es, bewirtet zu werden. Noch am Berliner Flughafen ist die Gruppe schräg angeguckt worden - Plastiktüten statt Reisegepäck, abgetragene Kleider, rauer Ton. In Italien sind sie Deutsche. Also ohnehin seltsam, aber vor allem gilt hier: Gast ist Gast. Nach dem Essen erlaubt der Wirt den Pilgern mit verwunderter Geste, die leeren Getränkeflaschen vom Tisch mitzunehmen. Als sie erfahren, dass es in Italien kein Flaschenpfand gibt, sind einige empört. "Sollte man einführen, das ist doch unwürdig!"

Beim Nachttisch werden Namenslisten geschrieben. Wer wohnt mit wem auf dem Zimmer? Einzelzimmer gibt es nicht.

Donnerstag, 15 Uhr

"Sven, schnarchst du?" Die Rom-Reise ist für die meisten die erste Reise seit Langem. Wir wissen alle nicht genau, wie man sich als Pilger so gibt. Muss man vor dem Essen beten? Wie viel Tourismus ist okay? Vor der Stadtrundfahrt mit dem Bus geraten zwei Mitpilger an senegalesische Straßenverkäufer, die merkwürdige Holzkunstwerke zum Aufklappen anbieten. Tschack!, ein Verkäufer lässt das Holzding aufschnappen und ruft: "Give me forty, collega!" Er tänzelt hinter uns her, "give me thirtyfive!", er fasst einen Pilger am Ärmel, "thirty, PLEASE!" Der Pilger wehrt sich lachend: "No, no, NO!" Aus der Sicht der Senegalesen sind alle Touristen reich. Zumal solche mit deutschen Plastiktüten.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Im Bus sitzen wir im offenen Oberdeck des Doppeldeckers und frieren. Der Winter ist auch in Rom kalt, aber oben ist die Sicht besser. Als vor uns die Schönheiten der Stadt vorbeiziehen, Kirchen, Kolosseum, Forum Romanum und Engelsburg, wird es im Bus still. "Wie ein Film", sagt schließlich jemand. Der Tiber hat tief türkisgrünes Wasser, meine Mitreisenden deuten auf ein ärmliches Lager aus Planen und Zelten am Ufer. Als der Petersdom in Sicht kommt, sagt Sven: "Endlich. Da willick hin."

Auf dem Rückweg zum Kloster steht an dem Kiosk, an dem vorhin der Betrunkene umfiel, eine junge dunkelhäutige Frau. Sie legt einem Pilger die Hand auf den Arm. "Hello, do you want, I'm from Africa." Es ist ein Satz ohne Fragezeichen.

Im Empfang des Klosters verteilt eine polnische Schwester in Ordenstracht die Zimmerschlüssel. Von den Wänden schauen ihr Heilige bei der Arbeit zu, auf dem Schreibtisch steht ein moderner Computer. An der Tür zur Kapelle hängt der Tagesplan der Nonnen. Um 5.30 Uhr beginnen sie mit einer Andacht, letzte Messe ist um 20 Uhr. Abends können sie deswegen nicht mit uns essen.

Zum Abendbrot kaufen die Sozialarbeiter Brot, Wurst, Käse, Obst, Tee im Supermarkt ein. Gegessen wird in der Gemeinschaftsküche. Die Frauen stellen sich schöne Teller zusammen, einige Männer häufen sich Wurst und Brot hoch auf die Teller. Mit anderen Brot zu teilen, ist ein schöner, ein sehr christlicher Gedanke – solange für alle genug Brot da ist. Oder Geld, um neues zu kaufen, wenn es nicht reicht.

Als Sven dazukommt, ist nichts mehr da. Er schimpft: "Wie inner Suppenküche ist det hier!" Tischgespräche: Einige Pilger haben im früheren Leben schöne Reisen gemacht, in guten Hotels gewohnt, bis – nun ja. Von Reisen kann man besser erzählen als davon, wie es sich anfühlt, wenn man seine Wohnung verliert, weil man die Mieterhöhung nicht bezahlen kann. Wenn man lieber draußen schläft, als sich jemandem anzuvertrauen, dass man es nicht schafft, selbst eine Wohnung zu finden. Oder wenn man als Invalidenrentner in Suppenküchen essen muss.

Freitag, 7.30 Uhr

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Für heute ist die große Audienz beim Papst geplant. Während wir frühstücken, teilen die Nonnen auch unten auf der Straße Kaffee und Brote aus – für die Obdachlosen vom Kiosk, afrikanische Straßenverkäufer, jeden, der sich anstellt. An diesem Tag sind es rund 50 Menschen. Es sind sehr ähnliche Szenen wie an der Essensausgabe Bahnmissionsmission am Zoo in Berlin.

Was ist das: arm? "Armut ist nicht unbedingt etwas, das man sieht", hat einer meiner Mitpilger am Abend gesagt, er trägt gebügelte Hemden und einen akkuraten Kurzhaarschnitt. "Meine Geschichte würden mir viele auf den ersten Blick nicht glauben." Er will anonym bleiben. Roderich, der sich wegen seiner Haarmähne auch Weißbart nennt, unterscheidet zwischen Menschen, die freiwillig ohne Wohnung leben, etwa in Wagenburgen, und solchen, die auf der Straße landen, weil sie an der Bürokratie scheitern. Er kennt viele, denen es so geht. "Ihnen kann man nur raten, die Hilfen in Anspruch zu nehmen, die es bei uns ja immerhin gibt."

Am Vatikan gehe ich mit den Pilgern voraus, die schlecht zu Fuß sind. Sven kann nur in sehr kleinen Schritten gehen, Ryszard benutzt einen Schirm als Stock, er ist Diabetiker. Jurek begleitet ihn. Die beiden arbeiten als Köche in einer Suppenküche. Am Vatikan leihen uns Nonnen gegen Pfand zwei Rollstühle. Ein bisschen peinlich ist es den Männern, aber die Nonnen überzeugen uns: Rollstühle sind besser, als im Angesicht des Papstes umzukippen. Außerdem sitzen wir in der ersten Reihe.

Der Audienzsaal des Vatikans erinnert eher an einen Konferenzsaal als an einen religiösen Ort, selbst wenn hinter der Bühne eine große, moderne Christus-Skulptur hängt. Was jetzt passiert, hat es an diesem Ort wohl noch nie gegeben: Durch die Türen schlurfen die ersten Gruppen, manche strubbelig und abgerissen, krank, mit Sack und Pack, andere mit politischen Transparenten, davor gehen Fernsehteams in Position, Die lila livrierten Saaldiener des Vatikans das alles mit finsternen Mienen. Offenbar gefällt es nicht jedem, der Armut auf diese Weise ins vielfache Gesicht zu blicken.

Aber genau das war es wohl, was Franziskus im Sinn hatte: den Blick auf jene zu lenken, an denen man im Alltag lieber vorbeischaud – nicht, indem man sie anstarrt

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

und ausstellt, sondern indem man sie einlädt und auf die Bühne stellt. Neben mir grinst Sven über die Plakate und Punkfrisuren. "Is' die Antifa ooch hier?"

Organisiert hat das Treffen in Rom die französische Freiwilligeninitiative Fratello ("Bruder"), die sich vor zwei Jahren gründete, als der Papst erstmals 150 Arme empfing. Diesmal kommen 4000. Es dauert drei Stunden, bis alle die Sicherheitskontrollen passiert haben.

Freitag, 11.43 Uhr

Schreien, Kreischen, wie auf ein Zeichen stehen 4000 Menschen von ihren Plätzen auf. Manche recken Selfiesticks, andere steigen auf Stühle – der Papst ist da. "Sit down, please!", herrschen die Sicherheitsleute die Rollstuhlfahrer an, von denen einige ebenfalls aufgestanden sind. Hinter uns weint eine Frau: "Papa Francisco!" – "Dreh mich mal um", bittet ein Mann neben mir, auch er sitzt im Rollstuhl. Heinz, so stellt er sich vor, kommt aus Köln. Ihm stehen die Tränen in den Augen. "Durch eine soziale Geschichte bin ich ein bisschen in den Keller gefallen, und jetzt bin ich hier." Er zieht eine silberne Kette mit einem Kreuz aus der Tasche. "Vielleicht ist es verrückt, aber ich hoffe, er wird es segnen."

Der Papst hält eine emotionale Rede, doch wir verstehen nicht viel. Zwar gibt es italienische Simultanübersetzer, doch Franziskus spricht überraschend in seiner Muttersprache Spanisch. Vielleicht, weil es auch für ihn ein bewegender Moment ist. Seit seiner Wahl 2013 hat er Slums besucht und Favelas, er hat Duschen für die Obdachlosen am Vatikan bauen lassen und Flüchtlingen die Füße gewaschen. Auf allen Reisen nutzt er seine Besuche, um den Blick auf Armut und Ausgrenzung zu lenken. Nun aber ist es umgekehrt: Diesmal sind die Armen zu ihm gekommen.

Arme dürften nicht als Sklaven ausgenutzt werden, ruft Franziskus in den Saal. Er ist ein politischer Papst, manche nennen ihn einen Kommunisten, immer wieder prangert er Wirtschaft und Politik an, aber selten in diesem Rahmen. Neben ihm auf der Bühne sitzen jetzt zwölf Menschen in schäbigen Kleidern, einer mit Tüte, eine alte Dame mit einer Pelzmütze aus dem vorigen Jahrhundert. Einige haben zuvor von sich erzählt, vom Leben auf der Straße, mit der Sucht. Manche waren wütend, manche haben geweint.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Franziskus bittet um Verzeihung für die Momente, in denen Christen und Kirche sich von den Armen abgewandt hätten. Am Schluss sagt er: "Betet für mich!", was als konkrete Bitte verstanden werden muss. Denn seine Reformen und Forderungen passen längst nicht allen, auch nicht in der römischen Kurie. Als Franziskus aufsteht und die zwölf "Jünger" segnet, klammert sich ein junger Mann an ihn wie ein Kind.

Um 12.40 Uhr passiert, was wir Pilger eigentlich nicht für möglich gehalten haben. Franziskus ist schon von der Bühne geschritten, da kehrt er noch einmal um – und geht direkt auf uns zu. Auf Sven, mich, die polnischen Köche, den Kölner im Rollstuhl. Ordner räumen noch Rucksäcke und Tüten beiseite, schon liegt eine Hand des Papstes auf Svens Kopf, die andere hält Svens schwielige Hände. Der Papst lächelt, Sven laufen die Tränen. Beim Weitergehen schaut Franziskus einen Moment über uns auf die aufgewühlten Menschen im Saal. Wie jemand, der über die Brandung aufs Meer hinausschaut.

"Bitte, gehen Sie jetzt", die Saalordner reißen uns zurück in die Wirklichkeit. Jurek schiebt mit rot geweinten Augen Ryszard im Rollstuhl nach draußen, wo Sven in die Sonne zwinkert. "So ein schöner Tag", sagt er, "jetzt kannick jehn". – "Du meinst, zurück in die Herberge?" – "Nee, ins Jenseits." Sven ist gut gelaunt. "Und dann hat er uns die Hand aufgelegt, so", er streicht über meine Wange. Jurek sagt nachdenklich: "Ich habe lange nicht so geweint." Wallfahrt ist wohl auch das: Berührung.

Am Ausgang werden Lunchpakete an die Gäste verschenkt. Meine Begleiter geben sie wortlos weiter an die Bettler am Petersplatz. Es sind viele. Romafrauen mit Kindern, verwahrloste Männer, ein junger Mann sitzt mit einem Schild am Boden: "Besser Bettler als Dieb." Jurek sagt: "Ich finde es wichtig, dass die Menschen sich der Armen auch mit dem Herzen annehmen und nicht nur Spenden geben, die ihnen nicht wehtun". Eigentlich hat der Papst etwas Ähnliches gesagt: Armut werde es immer geben, ein würdeloses Dasein in Fremdbestimmung und Abhängigkeit aber dürfe nicht sein. Wie aber soll man das in der Wirklichkeit umsetzen? Und: wer soll damit anfangen?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Nachmittags laufen wir zu Fuß durch die Stadt. Kaum eine Stadt kann Reichtum so feiern wie Rom, wo sich Römer, Päpste, Fürsten und Regenten ihre Paläste und Denkmäler bauten. Die Innenstadt ist eine einzige Meile des Luxus. Andererseits sitzen Bettler und Obdachlose vor allen Kirchen, in Hauseingängen, auf Bürgersteigen. Barmherzigkeit: Jeden Sonntag wird in Rom eine komplette Kirche zum Restaurant für Bedürftige umgebaut. Mit Tischen und Stühlen, ohne Warteschlangen.

Sonnabend, 9 Uhr

Alle "Fratello"-Pilger tragen heute bunte Schals und Rucksäcke. Als bunte Punkte sind sie überall sichtbar. Im Bus auf dem Weg sprechen uns Fahrgäste an. "Ihr seid das Tor zum Himmel", sagt eine ältere Dame zu Sven, "ihr seid der Schatz im Herzen des Papstes". Sie zitiert die Worte des Papstes vom Tag zuvor. Meine Mitreisenden gucken beschämt, als sie die Dame direkt auf uns anwendet. Wer will schon direkt arm genannt werden? Sie schenkt uns ein bezauberndes Lächeln. Ihr fehlen drei Zähne, ihre elegante Kleidung ist abgetragen.

Die Chiesa Nova ist eine große Barockkirche aus dem 16. Jahrhundert mit viel Stuck, Gold und Gemälden. Die Pracht steht in Kontrast zu den Pilgern, die sich jetzt in die Kirchenbänke quetschen, am Boden sitzen oder auch rauchend im Kirchenportal. Im Gottesdienst geht es um Mut. Unter anderem spricht dazu ein Berliner: Christian Herwartz, Gründer der Wohngemeinschaft für Obdachlose in der Kreuzberger Naunynstraße. Herwartz zog in eine bedrohte Wagenburg, ließ sich mit den Bewohnern räumen, organisierte Demos, schrieb ein Buch über seine Arbeit. Er bekommt viel Beifall, Sven nickt anerkennend. Deutliche Worte. Der Kölner Weihbischof Ansgar gibt nach der Messe einer Obdachlosenzeitung ein Interview, auch er wählt deutliche Worte: "Armut ist im Prinzip Scheiße, da gibt es nichts zu beschönigen."

Am Nachmittag ziehen die Pilger gemeinsam dahin, wo laut dem Kölner Weihbischof Kirche zuallererst stattfinden soll: auf die Straße. Angeführt von ihm und Kardinal Philippe Barbarin, dem Erzbischof von Lyon, ziehen wir um die Pilgerkirche San Paolo fuori le Mura. So groß ist die Kirche, so weit der zartblaue Abendhimmel von Rom, dass die Menschen mit ihren Kerzen nur am unteren Bildrand einen funkelnden Saum bilden. Wallfahrt und Kirche bedeuten auch, in Bildern zu sprechen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Während im Gottesdienst Kardinal Barbarin die Bitte des Papstes vom Vortag wiederholt: "Gestern hat er uns mindestens zehnmal gesagt, dass er uns braucht!", brauchen manche Pilger etwas ganz anderes und finden es nicht. Einige Männer pinkeln deshalb im Kirchhof gegen die Säulen. Das gibt Ärger. "So ist das eben, wenn man Arme einlädt", kommentiert unser Reiseleiter Rana trocken.

Obdachlose wie jene, die in Rom vor "unserem" Kloster auf der Straße leben, sind nicht zum Treffen der Armen gekommen. Möglich, dass man damit eine Eskalation des Treffens vermeiden wollte. Aus Sicherheitsgründen müssen sich zum Beispiel alle Teilnehmer ausweisen können, doch viele Obdachlose haben keine Papiere. Rana findet, es wäre es ein besseres Zeichen gewesen, auch solche Menschen dazuzuholen. „Kirche muss auch mal etwas zu wagen, was alle für verrückt halten."

Als wir zum Kloster zurückkehren, begrüßen uns die Nicht-Eingeladenen am Kiosk – die Obdachlosen am Kloster. Sebastiano und Valentino stammen aus Rumänien, sie schlafen am Petersplatz. "Wir sind ungefähr 30 Leute", sagt Sebastiano. Von der Einladung des Papstes an die Armen haben sie zwar gehört, aber sie sehen das kritisch. "Dieser Papst hat viel angekündigt, aber bei uns kommt nichts an. Sicher, er hat Duschen für Obdachlose am Vatikan gebaut, es gibt dort Kleider- und Essensspenden, aber Arbeit und Wohnung bekommen wir nicht." Aber wäre eine Welt nicht besser, in der sie selbst mitbestimmen könnten, wie das Geld verteilt wird, statt darum zu betteln? Sie lachen. "Das ist doch nur Propaganda", sagt Valentino.

Sonntag, 8 Uhr

Am letzten Tag wollen wir früh zur Messe im Petersdom fahren, aber einige haben verschlafen. Die Polen haben "grüne Nacht" gemacht, "wie als Kinder in der letzten Nacht im Ferienlager". Eine Frau sitzt im Fernsehraum unter dem Kreuz und ringt mit ihrer Wut auf die Zimmergenossen. Sie ist erschrocken über ihre Gefühle. Hat diese Wut ihr der Teufel geschickt? Oder ist sie zu Recht genervt?

Sven sitzt im Klosterhof und raucht. "Ich hab mir überlegt: Der Papst hat mir die Hand gegeben. Die Leute hier, diese Einigkeit, das hätt ich sonst im ganzen Leben nicht erlebt. Scheißegal, wenn's mal nüscht zu fressen gab. Ich bin zufrieden."

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Sonntag ist in Rom ein besonderer Tag, allein schon wegen der vielen Kirchen und Glocken. Die Sonne scheint. Auf dem Weg zum Bahnhof wünscht uns ein Bettler "buona domenica". Am Petersdom gibt es Sonderangebote: zwölf Rosenkränze zum Preis von zehn, schließlich ist es das Jahr der Barmherzigkeit. In der Messe hält sich Papst Franziskus streng an den Ritus, der Dom ist voll. Nur in unserer Gruppe herrscht Sorge: Eine Teilnehmerin fehlt. Wie viel Gedanken muss man sich um jemanden machen, den man eigentlich gar nicht kennt? Aber stimmt das nach drei Tagen noch? Dann taucht sie wieder auf. Sie hat im Gedrängel am Dom keine Einlasskarte bekommen. Zur Rückfahrt gibt uns Rana einen Reisesegen. „Es war eine Reise, wie wir sie alle noch nie gemacht haben“, sagt er. "Ich glaube, wir kommen alle anders nach Hause, als wir losgefahren sind."

Der Verlorene

Im November 1997, neunzehn Jahre ist das nun her, verhungerte in Beutelsbach das Pflegekind Alexander, er wurde nur fünf Jahre alt. Sein Leidensgenosse Andreas überlebte mit knapper Not das Martyrium in der Familie, der er anvertraut war. Heute ist er 27, und seine Katastrophe dauert an.

Von Peter Schwarz, Zeitungsverlag Waiblingen 02.12.2016

Die Vergangenheit ist ein Tyrann, dauernd regiert sie dazwischen, mischt sich ein, meldet sich herrisch zu Wort. Nachts schreckt Andreas schweißnass hoch, Szenen von damals haben sich ihm in den Traum gedrängt, auch tags suchen sie ihn heim, sie kommen als „Flashbacks“: Eine Falltür öffnet sich im Boden der Gegenwart, Andreas stürzt durch das Loch hinab ins Gestern, vor ihm baut sich seine Pflegemutter auf, er sieht, wie sie ausholt, ihn zu schlagen.

„Acht Jahre meines Lebens fehlen mir. Die sind einfach weg. Ich kann mich nicht erinnern.“ Es ist, als habe ein fürsorgliches Computerprogramm versucht, ihm alle Gedächtnisreste aus seinen frühen Jahren von der Festplatte zu tilgen – aber der Löschlauf hat nicht vollständig funktioniert: Die ganz „krassen Dinger“ sind ihm geblieben, die Vergangenheitsblitze, die ihn durchzucken; wie er unter den laufenden Wasserhahn gedrückt wird und meint zu ertrinken; wie er in den Magen getreten wird.

Psychologen haben ihm erklärt, er sei „vom Kopf her nicht so reif wie manch anderer. Es sind die Jahre, die fehlen.“ Die Leute sagen zu ihm: „Du bist ein herzensguter Mensch, aber irgendwo fehlt dir was.“

Damals ist sein Leben von der Schiene gesprungen und hat sich seither nicht wieder sauber aufs Gleis setzen lassen, der Zug quält sich ächzend und schlingernd voran, ein Rad knirscht durchs Kiesbett, das andere rumpelt über die Schwellen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Ein trinkender Mann, eine trinkende Frau, er schlug ihr im Streit eine Flasche auf den Kopf: Das Jugendamt im bayrischen Hof gab den 18 Monate alten Buben, der in solchem Elend hauste, an eine Pflegefamilie. 1993 zog Andreas mit seinen neuen Lebensmenschen, die für ihn da sein sollten, um nach Beutelsbach. Das Paar – sie Kindergärtnerin, er angehender Waldorflehrer – hatte drei eigene Kinder und beherbergte drei fremde, neben Andreas Alexander und dessen Bruder Alois. Alles wirkte vorbildlich: Patente Leute, hieß es im Flecken, bewundernswert, wie die das schaffen.

Vielleicht wäre alles anders gekommen, wenn die Zuständigkeit geklärt worden wäre. Das Jugendamt Hof wollte sie abtreten, das Jugendamt Rems-Murr wollte sie nicht übernehmen. Bis 1997 reisten noch ab und zu bayrische Beamte ins Remstal, schon das war ein unguter Zustand. Ab April aber war offiziell Waiblingen verantwortlich – und bis November setzte sich nie jemand ins Auto, um nach Beutelsbach zu fahren, die Kinder zu besuchen, sie waren runter vom behördlichen Radar, niemand blickte hinter die Fassade. Man habe die Buben nicht mit neuen Gesichtern unnötig belasten wollen, lautete später die amtliche Begründung.

Flashback: In jener Novembernacht 1997 hört Andreas, wie im Bett neben ihm Alexander „so komisch röchelt“. Die Pflegemutter kommt rein und „klatscht ihm eine“, aber Alexander reagiert nicht, seine Augen sind verdreht. Blaulicht tanzt an der Decke: Sanitäter, von der Familie herbeigerufen, starten Wiederbelebungsversuche, vergeblich. Der Junge ist verhungert.

Erst jetzt flog auf: Die Pflegeeltern hatten ihre leiblichen Kinder gut behandelt und die aufgenommenen bei Wasser und Brot gehalten.

„Wenn der Alex nicht gestorben wäre, wäre ich auch nicht mehr da. Ich wäre seit 19 Jahren tot. Der Alex hat mir den Arsch gerettet.“ Das stimmt. Als die Rettungskräfte Andreas bargen, wog er 11,8 Kilo und war 104 Zentimeter groß: ein Achtjähriger mit den Maßen eines Drei-, Vierjährigen. Er war dem Hungertod gerade so entronnen. Ein Arzt sagte, er habe „in der Bundesrepublik solche Kinder noch nicht gesehen“, nur auf Fotos aus Biafra.

Eine Gerichtsverhandlung endete mit lebenslangen Haftstrafen für die Pflegeeltern. Vieles blieb verstörend unklar: Was trieb diese tödlichen Kinderhelfer an? Warum hatte niemand etwas gemerkt, kein Lehrer, kein Nachbar? Immerhin, es war vorbei. Nur: Es gibt Katastrophen, die nicht enden. Sie schwelen still weiter, wenn die öffentliche Aufmerksamkeit versickert.

Irgendwo im Fränkischen, eine Hinterhofbude unter der Dachschräge: Waschmaschine, Bügelbrett, Kochzeile, Jesus-Bild, Marienstatue, eine Vase mit Tannenzweig. Hier haust Andreas. Rührend bewirbt er den Gast mit Marzipan, fragt wieder und wieder, ob der Kaffee auch warm genug sei.

Manchmal kreiseln ihm die Worte auf der Stelle, verfangen sich in Wiederholungen, wenn ihn ein Gedanke nicht mehr loslässt. Erzählt er von seinen Flashbacks, verselbstständigt sich der Fuß und wippt heftig, die Aufwühlung schüttelt den Körper mit solcher Wucht, dass man nicht weiter zu fragen wagt. Die Gefühle irrlichtern durch die Mimik, als gäbe es keine Haut über den Nervenbahnen, jede Regung – Hoffnung, Sorge, Wut, Not – schreibt sich schmerzhaft deutlich ins Gesicht.

Er würde gerne arbeiten, irgendwas, egal, „ob ich Klo schrubben muss oder Kabel verlegen“. Aber „das Arbeitsamt hat gesagt, ich bin unvermittelbar. Die haben mir tatsächlich gesagt, ich soll doch Rente beantragen. So haben die mich abgespeist. Rente.“ Mit 27. Er lacht ratlos.

Vor Jahren half ihm ein Anwalt und verklagte den Rems-Murr-Kreis wegen Verletzung der Amtspflicht. Der Fall ging durch alle Instanzen. Am Ende sprach der Bundesgerichtshof Andreas 25 000 Euro Schmerzensgeld zu. Danach wollten sie ihm im Fränkischen keine Arbeitslosenhilfe mehr zahlen, „weil ich ja jetzt vermögend war“. Wieder musste ein Gericht entscheiden, es verfügte: Die 25 000 Euro sind Entschädigung für Erlittenes und nichts, das Andreas abgeben muss, damit bei irgendeinem Arbeitsamt die Kasse stimmt.

Dennoch, „das Geld ist weg. Ist weg. Kannst du nichts mehr machen. Das ist futsch.“ Andreas hat einen Betreuer, der ihm in Alltagsfragen hilft, „den durfte ich

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

selber bezahlen“ phasenweise, sagt er, der Rest verschwand in den Taschen falscher Freunde.

Der Rems-Murr-Kreis müsse, so entschied der Bundesgerichtshof, auch für künftige Schäden aufkommen, unter denen Andreas wegen seines frühkindlichen Martyriums zu leiden habe. Er habe mal in Waiblingen angerufen, sagt Andreas. „Man speist dich ab, und das war’s dann. Ich hab mir das nicht aussuchen dürfen: Ja, ich möcht in diese Familie und lass mich gern misshandeln! Die sollen verdammt noch mal dafür blechen“, sollen „mir ne Trauma-Therapie finanzieren“, sollen „dafür sorgen, dass ich nicht jede Nacht Albträume haben muss!“ Wobei, er weiß ja selber: Therapien hat er schon oft gemacht, die Flashbacks sind geblieben. „Bei mir ist alles zerschlagen worden in der Seele irgendwie, das lässt sich nicht mit Geld reparieren.“

Nachdem Alexander gestorben war, kam Andreas in ein Heim, und dann ins nächste. In wie vielen wurde er mit den Jahren herumgereicht? Er sinnt nach. „Eins, zwei, drei, vier . . . dürften so an die fünf sein. Fünfe, sechse. Nur mal so hochgerechnet.“ In der Psychiatrie war er auch, „aber ich kann gar nicht mehr abzählen, wie oft.“

Er nahm Drogen, um „irgendwie zu vergessen. Ganz vergessen kannst du’s nicht. Aber ein bisschen ausblenden. Für den Moment. Teilweise.“ Er versuchte, sich das Leben zu nehmen, „Gott sei Dank hat’s nicht geklappt.“ Er suchte die Nähe zu seiner leiblichen Mutter, ein Filmemacher hat ihn mal dabei begleitet, die Aufnahmen sind erschütternd: Sie schleppte ihn mit in die Kneipe, geborgen saß er zwischen den Saufkumpanen – bis es beim „Mensch ärgere dich nicht“ zum Streit kam. Die Mutter nannte ihn „Missgeburt: Von mir aus kannst du verrecken, Andreas.“

Die Beine sind ihm krumm gewachsen, Spätfolgen der Unterernährung. Er neigt dazu, H-Milch zu horten, die Tetrapacks reihen sich auf in Reih und Glied wie eine Armee, die gegen den Hunger beschützt. „Ich kann fressen, fressen, fressen, fressen, fressen, ein halbes Kilo Nudeln und acht Eier, ohne Probleme“, und danach ist er immer noch nicht satt. „Das hat sich in mein Gehirn gebrannt: immer genug essen!“

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Es ist, als misstrauere sein Körper bis heute dem Frieden und glaube noch immer nicht daran, dass die Todesgefahr vorbei sei.

Immerhin, es gibt Schwester Natalia, „eine examinierte Nonne“. Ohne sie „wäre ich bestimmt nicht mehr hier“. Vor elf Jahren lernten sie einander kennen, „sie hat ein ganz starkes Herz“. Er kann sich „hundertprozentig“ auf sie verlassen, nein, „tausendprozentig. Das kannst du nicht mit Geld bezahlen. Das kannst du mit Geld einfach nicht bezahlen! Das ist unbezahlbar, so was“: Ein Mensch, der einen wahrnimmt und sich sorgt!

Mit Schwester Natalia hat er dieser Tage Fenster bemalt: Krippenszenen, die Heiligen Drei Könige. Andreas stellt sich vor, wie schön das ist, wenn Kinder daran vorbeigehen und sich beim Anblick auf Weihnachten freuen. Er selber habe früher Weihnachten „ja nie erlebt“. Ein Tannenbaum, „wo man sich an Heiligabend druntersetzt“, alle beschenken einander und „singen ein paar schöne Lieder – so ist Weihnachten eigentlich gedacht: dass die Familie zusammenkommt.“

Er glaubt an Gott, „natürlich. Klar. Selbstverständlich.“ Es ist doch nicht Gott, der all das „verbockt“ hat, es sind die Menschen! Mindestens einmal die Woche – „aber ich schau, dass ich zwei-, dreimal reinkomm“ – geht er in die Kirche. Hier findet er Ruhe. „Ich fahr runter. Dann bete ich.“ Gott empfiehlt nicht, Rente zu beantragen, Gott speist einen nicht ab mit 25 000 Euro, Gott „gibt keine Scheiß-Antworten“, Gott „hört einfach zu“: immer geduldig, immer schweigend.

„Das wär so ein Wunsch von mir“: Einem „Chef“ in Waiblingen, jemandem vom Jugendamt, „persönlich in die Augen blicken. Um ihm meine Lebenssituation zu erklären. Oder dass ich mal tauschen könnt' mit ihm, und er dürfte mal für zwei Wochen mein Leben führen. Dass er auch mal die Flashbacks hat, das würd ich mir wünschen, nur dass er weiß, dass ich ihm keinen Mist erzähle.“ Er hält inne. „Ich wünsche niemand, zu erleben, was ich erlebt habe. Nur dass sie es mal nachfühlen können. Sich mal da reinversetzen können.“

Träume: Arbeit haben, nützlich sein. Er helfe gerne „alten Damen über die Straße. Die sagen: Mensch, danke!“ Oder Rettungssanitäter werden; die sorgen dafür,

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

„dass Menschen nichts passiert“. Oder Schäfer, „das ist ein schöner Beruf! Die Tiere sind dir dankbar. Wenn die Lämmer zur Welt kommen, das ist am allerschönsten. Die wollen fressen, trinken, Streicheleinheiten. Schafe sind auch Lebewesen, die haben genauso das verdient, was ich so möchte.“

Oder Vater werden, Kinder haben, am liebsten zwei: „Ein großer Bruder, der auf die kleine Schwester aufpasst“, das wäre ideal. Und wenn noch ein drittes käme, „auch gut. Jedes Kind soll die Chance haben, groß zu werden. Ich möchte, dass meine Kinder mal mit einem zufriedenen Lächeln auf dem Sterbebett liegen“, nicht röchelnd und mit aufgeblähtem Bauch.

An der Wand hängt ein Idyll, Andreas hat es in geduldiger Arbeit zusammengefügt – eine Puzzle-Fotografie: eine Kirche mit Zwiebelturm, das Panorama der Berge, eine Wiese, Obstbäume. Hier zu leben, „das wäre mein Traum“: auf dem Lande, wo alles klein und überschaubar ist und „die Menschen aufeinander achtgeben“. Jeder kennt jeden, alle kümmern sich um alle, und keiner geht verloren.

Wehe, du kommst!

In Berlins Kliniken fehlen Hebammen. Nun treffen sich Politik und Krankenhausträger zum Krisengespräch. Für unsere Autorin kommt das zu spät.

Von Anne Fromm, taz, 09.09.2017

An einem Freitagabend im Februar 2017 sind die Wehen stark und regelmäßig, ich glaube, die Fruchtblase ist gesprungen. Wir fahren ins Vivantes-Klinikum Neukölln, wo ich zur Geburt angemeldet bin. Dort komme ich an ein CTG: Der Wehenschreiber zeigt, dass das Herz meines Sohnes regelmäßig schlägt. „Sollte ihr Kind heute Nacht kommen“, sagt die Hebamme im Klinikum, „dann müssen sie in Potsdam oder Bad Saarow entbinden. Alle Berliner Kreißsäle sind heute Nacht dicht.“ Bad Saarow ist von Neukölln 80 Kilometer entfernt, Potsdam 30 Kilometer. Wie ich dort hinkommen soll, sagt die Hebamme nicht.

Vier Monate zuvor: Mein Freund und ich sitzen mit rund 50 anderen Paaren beim Infoabend im Neuköllner Vivantes-Klinikum und hören eine Hebamme schwärmen: sieben Kreißsäle, eine Intensivstation für Neugeborene, zwei bis drei Hebammen pro Schicht, Familienzimmer, top Versorgung für Mutter und Kind. Hier, beschließen mein Freund und ich, soll unser Sohn zur Welt kommen. Das Krankenhaus in Neukölln hat eine der größten Geburtsstationen in Deutschland. Mehr als 3.000 Babys kommen hier jedes Jahr zur Welt. Anfang Januar melde ich mich zur Geburt an, der errechnete Termin ist Mitte Februar.

Dass sich jede Frau, die überhaupt in einem Berliner Kreißsaal entbinden kann, glücklich schätzen kann, ist mir zu diesem Zeitpunkt noch nicht klar. Denn im Neuköllner Krankenhaus fehlen fünf bis sieben Hebammen, wie mir eine Hebamme später erzählt, die auf der Station arbeitet, ihren Namen aber nicht in der Zeitung lesen

will. Die Hebammen fehlen nicht, weil die Klinik spare, sondern weil sich niemand bewerben würde. Und die letzten, die neu eingestellt wurden, seien ziemlich schnell wieder weg gewesen. Vivantes selbst möchte auf meine spätere offizielle Anfrage dazu nichts Zitierfähiges äußern.

Der Hebammenmangel ist nicht neu, sagt Simone Logar. Sie ist zweite Vorsitzende des Berliner Hebammenverbands, arbeitet freiberuflich, und betreut mich nach der Geburt im Wochenbett. Seit etwa zwei Jahren erlebt sie, dass Gebärende in Berliner Krankenhäusern weggeschickt werden, weil die Kreißsäle voll sind. Dabei fehle es nicht an Nachwuchs – ausgebildet würden eigentlich genug junge Kolleginnen. „Die Arbeitsbelastung in den Kliniken ist in den letzten Jahren extrem gestiegen. Am Personal wird oftmals gespart, die Arbeitsverdichtung ist so groß, dass sich immer weniger Hebammen um immer mehr Gebärende im Dienst kümmern müssen.“

Der Arbeitsdruck steigt

Unter diesen Umständen sind viele Hebammen nicht mehr bereit, in Kliniken zu arbeiten. Sie arbeiten lieber freiberuflich, machen Vor- und Nachsorge und bieten Kurse an. Deswegen bleiben in den Kliniken Stellen unbesetzt – und für die Kolleginnen dort steigt der Druck noch mehr. Es sei nicht einmal die mittelmäßige Bezahlung, die die Hebammen störe, sagt Logar. Es seien die Arbeitsbedingungen.

Das zeigt auch eine Studie des Hebammenverbands: Fast die Hälfte der Klinikhebammen kümmert sich mittlerweile um bis zu drei Frauen parallel. Dabei zeigen die Erfahrungen in anderen Ländern: Wenn sich eine Hebamme um nur eine Gebärende kümmert, muss seltener medizinisch in die Geburt eingegriffen werden. Diese Eins-zu-Eins-Betreuung wünschen sich viele Mütter und Hebammen, doch dafür fehlt das Personal. Das alles hat zur Folge, dass laut einer Studie des Wissenschaftlichen Diensts des Bundestags mittlerweile fast jede zweite Klinik mit Geburtsstation in Deutschland Schwierigkeiten hat, offene Hebammenstellen zu besetzen – und deswegen ganze Stationen schließen müssen.

Gab es 1990 noch 1.186 Krankenhäuser mit Entbindungsstation in Deutschland, waren es 2015 nur noch 709, Tendenz fallend. Auch in Berlin wurden in den

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

vergangenen Jahren zwei Geburtsstationen geschlossen, und das bei immer mehr Geburten.

Stundenlang habe ich auf dem Flur des Krankenhauses gewartet. Nicht in einem Zimmer auf einer Liege, sondern zwischen Großfamilien, die ihre neuen Familienmitglieder abholen wollen. Zwischen all diesen Menschen Wehen zu haben, finde ich erniedrigend.

Es ist tief in der Nacht, als mich endlich eine Gynäkologin zu sich ruft. Meine Geburt stünde noch nicht unmittelbar bevor; sagt sie. Wir sollten entweder einen großen Spaziergang machen oder nach Hause fahren: „Kommen Sie wieder, wenn die Wehen alle fünf Minuten kommen.“

Wir fahren nach Hause. Am Samstagmorgen habe ich Wehen im Fünf-Minuten-Takt. Wir fahren wieder ins Krankenhaus. Wieder ein CTG, der Muttermund ist immer noch nicht weit genug geöffnet.

„Ich habe nun die undankbare Aufgabe, sie nach Hause oder in eine andere Klinik zu schicken“, sagt die Gynäkologin. Es herrsche Personalnotstand, die Hebammen fehlten. Sie sei froh, wenn sie an diesem Wochenende überhaupt eine Frau entbinden könne. Es tue ihr Leid. Statt der zwei bis drei Hebammen in jeder Schicht, die uns bei der Anmeldung versprochen wurden, sei nur eine Hebamme im Dienst. Und die stehe kurz vor der Verrentung und könne mit ihrem Rücken keine natürlichen Geburten mehr machen. Wenn die Wehen noch stärker werden, alle zwei bis drei Minuten kommen, solle ich doch lieber vorher in den Berliner Krankenhäusern anrufen und fragen, wo Platz für mich sei.

Bei dem Infoabend im Oktober hatte man uns gesagt: Wenn die Klinik überlastet sein sollte, könnten wir darauf vertrauen, dass Mitarbeiter die anderen Kliniken anrufen und uns einen Platz besorgen. Dass wir dorthin dann mit dem Krankentransport gebracht werden. Nun sollen wir selbst zum Hörer greifen? Wir fahren wieder nach Hause.

Die Kliniken errechnen ihren Hebammenbedarf auf Grundlage des Krankenhausplans, den die Senatsverwaltung für Gesundheit erstellt. Darin prognostizieren Statistiker, mit wie viel Patienten sie in den kommenden Jahren

rechnen. Für das Jahr 2020 benötigt Berlin demnach 1.290 Betten für Frauenheilkunde und Geburtshilfe – im Vergleich zu 1.146 tatsächlich benötigten im Jahr 2015. Das sind, trotz Geburtenboom, nur knapp 150 Betten mehr. Es ist also klar, dass es in absehbarer Zeit kein Geld für deutlich mehr Hebammen in den Kliniken geben wird.

Aber die Politik weist die Verantwortung von sich. „Wir haben im Krankenhausplan das Instrument der Flexibilisierung festgeschrieben“, so der Sprecher der Gesundheitsverwaltung, Christoph Lang. „Das erlaubt der Klinik, intern umzuschichten, wenn auf einer Station mehr Bedarf ist als auf anderen.“

Der Klinikkonzern Vivantes widerspricht: „Neben den Geburtskliniken sind auch die Kliniken anderer Fachrichtungen in unseren Häusern stark ausgelastet“, sagt eine Sprecherin. Von welcher soll also umgeschichtet werden? Wie soll aus einer Anästhesieschwester spontan eine Hebamme gemacht werden?

Vivantes gehört dem Land Berlin. Trägt der Senat da nicht eine besondere Verantwortung? „Der Senat hat für alle Häuser die gleiche Verantwortung. Aber er hat auch nur begrenzt Einflussmöglichkeiten, denn den Großteil der Finanzierung bekommen die Krankenhäuser von den Krankenkassen. Wenn das Geld nicht ausreicht, müssen die Häuser mit den Kassen neu verhandeln“, sagt Lang. Er meint damit: Nein, das Land Berlin trägt keine besondere Verantwortung.

Geburten rechnen sich nicht

Aber Lang spricht damit ein weiteres Problem in der Kreißsaal-Versorgung an: die Finanzierung. Geburten lohnen sich kaum noch für kleine Häuser. Sie verdienen damit wenig Geld, zahlen häufig sogar noch drauf. 60 Prozent der Geburtsstationen in Deutschland arbeiten laut einer Studie des Wissenschaftlichen Dienstes des Bundestages nicht kostendeckend. Das liegt auch daran, wie die Stationen finanziert werden.

Jeder Patient in einem deutschen Krankenhaus wird je nach Diagnose in eine Fallgruppe, eine sogenannte Diagnosis Related Group, kurz DRG, eingeklassifiziert. Die Krankenhäuser können seinen Aufenthalt so pauschaliert abrechnen. Für eine komplikationslose vaginale Geburt, wie meine eine werden sollte, bekommt eine Klinik in Berlin gut 1.700 Euro.

Tatsächlich kostet eine Geburt das Krankenhaus zwischen 1.500 und 2.100 Euro. Die Kliniken sind also bestrebt, Geburten so einfach wie möglich und so schnell wie möglich abzuwickeln, um sie finanzieren zu können. Nur: Eine Geburt lässt sich nicht planen, und schon gar nicht standardisieren. Deswegen fordert Logar vom Berliner Hebammenverband: „Mit Geburten sollte kein Geld verdient werden. Die Geburtshilfe muss aus dem DRG-System ausgegliedert werden.“

Klingt logisch, nur würden das Onkologen, Chirurgen und Palliativmediziner wohl auch sagen. Mit Krebspatienten, Unfallopfern und dem Tod sollte doch auch kein Geld verdient werden.

Am Samstagvormittag sind wir wieder zurück in unserer Wohnung. Draußen ist es kalt, und es nieselt. Ich habe jetzt seit über 30 Stunden Wehen, mal sind sie stärker, dann wieder schwächer. Ich solle ordentlich essen und nochmal schlafen, hatte mir die Hebamme im Klinikum gesagt.

Zum Essen ist mir zu schlecht, zum Schlafen sind die Wehen zu stark. Ich lege mich ins Bett und döse. Dabei kommt die Angst: Was, wenn mich an diesem Wochenende kein Kreißsaal in Berlin aufnimmt? Sollte ich, unter Wehen, dem Klinikpersonal mehr Druck machen und darauf bestehen, zu bleiben? Aber selbst wenn, könnte ich mich sicher fühlen in einem Kreißsaal von dem ich weiß, dass zu wenig Personal da ist? Oder werde ich mein Kind auf dem Wohnzimmerfußboden bekommen?

Senat lädt zum Krisengipfel

Ob das schon einmal passiert ist, ob eine Frau, weil sie in den Kreißsälen abgewiesen wurde, ihr Kind allein zur Welt gebracht hat, darüber ist nichts bekannt. Es ist noch kein Fall bekannt geworden, wo es schwere Komplikationen bei einer Geburt gab, weil eine Frau zuvor zu lange durch Berlin getingelt ist. Die Frage ist nur: Muss es erst so weit kommen?

Lange hat der Hebammenverband um ein Gespräch mit der Politik gebeten. Nun soll es am kommenden Freitag einen Runden Tisch geben: Gesundheitssenatorin Dilek Kolat (SPD) hat die Chefärzte aller Berliner Geburtskliniken, Hebammen und deren

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Ausbilder, die Feuerwehr, Vertreter der Berliner Krankenhausgesellschaft und des Landesamtes für Gesundheit und Soziales zum Krisengespräch eingeladen.

Man wolle dort zunächst mal ein „gemeinsames Problembewusstsein“ schaffen, definiert Lang von der Gesundheitsverwaltung den Anspruch. Außerdem habe man in der Haushaltsplanung mehr Geld für die Kliniken beantragt. Wo die Kliniken das Geld einsetzen, sei allerdings deren Entscheidung.

Die Hebammen fordern vor allem bessere Arbeitsbedingungen in den Kreißsälen. Vorbilder dafür gibt es durchaus: „In einigen Ländern gelten Nachtschichten als Gesundheitsrisiko: Wer nachts arbeitet, bekommt mehr Geld und darf früher in Rente gehen“, sagt die Berliner Verbandsvorsitzende Logar. Andere Kliniken in Deutschland stocken ihre Ausbildungsplätze für Hebammen auf.

Denkbar wäre auch, den Papierkram auszugliedern, den Hebammen erledigen müssen: Geburten dokumentieren, Aufkleber für Urinbecher ausdrucken, Protokolle führen. Solche Aufgaben könnten Assistenten erledigen. Den Hebammen bliebe dann mehr Zeit für ihre eigentliche Arbeit – den Schwangeren bei der Entbindung zu helfen.

Am Samstagabend werden meine Wehen so stark, dass ich sie nicht mehr wegatmen kann. Mein Baby drückt auf meinen Steiß. Ich kann nicht mehr sitzen, nicht mehr stehen, nicht mehr gehen. Jetzt geht es richtig los, das spüre ich. Aber wohin? Ich bin müde und kraftlos. Im Geburtsvorbereitungskurs hatte uns die Hebamme von den verschiedenen Schmerzmitteln erzählt, die wir im Krankenhaus kriegen könnten: Buscopan, Lachgas. Davon hätte ich nun gern etwas, ganz egal was. Hauptsache, nicht mehr diese Schmerzen. Hauptsache endlich jemand, der mir Sicherheit geben kann, der sagen kann, ob diese stundenlangen Wehen etwas gebracht haben.

Endlich: eine Hebamme hat Zeit

Zwei Stunden stehe ich wimmernd und mit heftigsten Wehen im Wohnzimmer, dann kann ich nicht mehr warten. Mein Freund ruft im Kreuzberger Urban-Krankenhaus an. Wir haben Glück, dort ist ein Kreißsaal frei. Wir wohnen in der Nähe, aber eigentlich wollten wir in ein Krankenhaus mit Neonatologie: einer Station für Neugeborene, für den Fall, dass es unter der Geburt Komplikationen gibt. Im

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Urban-Krankenhaus gibt es keine Neonatologie, aber das ist mir jetzt egal. Wir steigen ins Auto und fahren los.

Im Krankenhaus empfängt uns eine erfahrene Hebamme. Sie strahlt Ruhe aus, spricht leise, und reicht mir bei jeder Wehe ihre Hand. „Ihr Baby kommt bald“, sagt sie, als sie meinen Muttermund abtastet. Ich muss weinen vor Erleichterung.

In den letzten Stunden brauche ich eine Narkose, weil ich so übermüdet bin, dass ich die Geburt wohl nicht mehr geschafft hätte. Auch mein Sohn ist müde von den langen Wehenstunden, seine Herztöne werden schwächer. Ich werde in einen Kreißsaal gefahren. Vier Stunden später ist mein Sohn schließlich auf der Welt.

50 Stunden hat seine Geburt gedauert. Mein Sohn ist so erschöpft, dass er seine Temperatur nicht halten kann. Er verbringt den ersten Tag in einem Wärmekasten. „Hauptsache, gesund“, sagen sie auf der Wöchnerinnenstation. „Ist ja nochmal alles gut gegangen.“ Nur: Ist es das wirklich? Geht es bei einer Geburt wirklich nur darum, dass Mutter und Kind überleben?

Mir war klar, dass eine Geburt anstrengend ist. Ich habe mich bewusst gegen eine Geburt zu Hause oder im Geburtshaus entschieden. Gemütliche Atmosphäre, Räucherstäbchen, Musik, Massage – das war mir alles nicht wichtig. Ich wollte die maximale Sicherheit für mich und mein Kind und deswegen in eine Klinik. Bekommen habe ich mit dieser Entscheidung, zumindest zeitweise, das Gegenteil.

Rechts abgebogen

Mein Studienfreund Thomas Wawerka spricht nach dem Terror von Berlin im Talar auf einer rechten Versammlung, den Pfarrdienst musste er schon vorher verlassen, Medien zeichnen ihn als »Pegida-Pfarrer«. Was ist da passiert?

Von Andreas Roth, DER SONNTAG, 15.01.2017

Drei Tage vor Weihnachten und zwei Tage nach dem Berliner Terroranschlag steht Thomas Wawerka im Talar schräg gegenüber vom Kanzleramt. Hinter ihm die AfD-Achse Gauland-Höcke, daneben der rechte Vordenker Götz Kubitschek. Thomas Wawerka (41) aber predigt das Evangelium der Liebe und Besonnenheit – auch wenn er seit vier Monaten gar kein Pfarrer mehr ist. »Das Geschwafel kann er sich sparen«, hören es Reporter unter den gut 200 Zuhörern raunen.

Das Plakat mit der Aufschrift »Merkel muss weg« hat der Prediger zuvor senken lassen, er zitiert lieber sein »großes theologisches Vorbild«, den Nazi-Gegner Dietrich Bonhoeffer – und spricht von »politischen Fehlentscheidungen, die zu diesem Terroranschlag geführt haben« und vom Recht der Christen auf Widerstand durch »das freie und klare Wort«. Die Reporter haben, was sie suchen. Einen Pegida-Pfarrer. Aus Sachsen. Thomas Wawerka fühlt sich im Gedränge dieses Abends in einen Mahlstrom gesogen. »Worauf hast Du Dich hier eingelassen?«, fragt er sich. »Aber jetzt kannst Du keinen Rückzieher mehr machen.«

Thomas Wawerka ist kein Mann für einen Rückzieher. Ich kenne ihn. Aus Studentagen. Wir beide: lange Haare, Big-Lebowski-Humor, Biere im sommerlichen Garten, irgendwie links und liberal. Thomas fand, dass die Grünen das Deutsche vergessen haben. Ich fand die Grünen sehr deutsch.

Später verloren wir uns aus den Augen. Bis ich eine Reportage über eine der ersten Pegida-Demonstrationen schrieb, und Thomas mir in einer E-Mail antwortete: »Meine volle Sympathie und mein ganzes Herz hatte die Bewegung, weil hier die Underdogs gegen ein repressives System aufstanden. Ich war einer von ihnen.« Underdogs, unterlegene Hunde.

Pegida war mir fremd und kalt geblieben. Mit den unterlegenen Hunden aber und Thomas Worten klang etwas Vertrautes an. Ein rebellischer Geist. Ein Sinn für die Verlierer. Thomas hatte ihn, schon als Kind im Vogtlandzipfel um Adorf. Oft krank, in der Stube, lesend und über den Sinn des Lebens nachsinnend, während andere zur Disco gingen.

»Zwischen den Stühlen habe ich mich vielleicht auch ein bisschen eingerichtet und dieser Platz macht mir bisweilen auch einen diebischen Spaß«, sagt er. »Der Geist, der stets verneint, birgt Erkenntnisgewinn.« Einen unbändigen Drang nach Freiheit wohne in ihm, sagt er. Ich kenne das. Aber irgendwann scheint Thomas anders abgebogen zu sein.

Er war gerade Pfarrer in Frohburg geworden, da spazierte er bei Pegida und Legida mit. Suchte das Gespräch mit Erbitterten, die sich inmitten der Willkommenskultur von ihrer Kirche abgekanzelt fühlten. Er teilte ihr Gefühl. Und es war mehr als das: Es war auch Theologie.

»Bunt« und »weltoffen« – immer dieselben Bubble-Words, überall, jederzeit«, empörte er sich im Februar vor zwei Jahren im Internet. »Schmeißen wir doch die Bekenntnisse alle weg und machen eine Bunte Kirche für alle, ohne Inhalte, schlichte Wir-haben-uns-alle-ganz-dolle-lieb-Sentimentalität!«

Soweit die Polemik. Der Kern seiner Kritik aber ist ernst: »Die evangelische Kirche hat sich in ihr Gegenteil verkehrt. Sie trat an mit klaren geistlichen Lehren, die moralisch und politisch eine große Freiheit zuließen wegen der Gewissheit, dass wir Sünder sind und Vergebung erhoffen. Heute dagegen gibt es auf der Seite der Lehre völlige Beliebigkeit und auf der Seite der Moral klare Dogmen. Das hat meinen Zorn

erregt.« Die Kirche lasse sich von der Willkommens-Politik instrumentalisieren. Davon ist er überzeugt.

Er begann, im Internet Artikel des rechten Intellektuellenmagazins »Sezession« zu kommentieren. Thomas versinkt im braunen Sumpf, dachte ich. Und begann zu recherchieren. Und nach Rassismus zu fahnden. Was ich las: Wie einer auch dort wieder zwischen den Stühlen Platz nahm. Gegen markiges Stiefel-Poltern setzte er geschliffene Gelehrsamkeit. »Kein Mensch ist mehr oder weniger wert«, so hielt er den christlichen Glauben den Rassisten unter den Abendlandsbewahrern entgegen. »Klarheit bekomme ich übrigens nur durch Differenzierungen.«

»Wehrkraftzersetzung« und »Verrat«, donnerte es zurück.

Der Herausgeber der »Sezession« Götz Kubitschek, einer der führenden Köpfe der Neuen Rechten, sah das offenbar anders. Oder er witterte die seltene Chance, einen Pfarrer für seine Bewegung zu gewinnen. Er lud Thomas Wawerka auf sein Rittergut im sachsen-anhaltischen Schnellroda ein. Mit Vorbehalten fuhr der Theologe hin. Heute nennt er Kubitschek seinen Freund.

Was ihn anzog: Werte, die Grenzen setzen und Halt geben. Die klassische Familie, deren Leerstelle ihn als Geschiedenen schmerzt. Der Begriff des Volkes als eine Gemeinschaft mit gemeinsamer Geschichte, ohne andere Völker abzuwerten. »Steht nicht in der Bibel: In dir sind gesegnet alle Völker?« Dazu eine Angst. Die vor einer »Islamisierung Deutschlands«. Was ihm am schneidigen Kubitschek noch anzog: Klarheit, Mut zum Pathos, zu Ehre und Männlichkeit, frei von liberaler Ironie und Lässigkeit.

Ich verstehe auch das. Und komme mir dabei ganz weich vor. Liberal. Manchmal verfluche ich das an mir. Die Ironie, all das Verstehische und Abgehangene. Wenn aufrechte Pathosmenschen regieren, haben weiche Vielversther womöglich nichts mehr zu lachen. Und viele andere auch nicht mehr. Mitten im Gespräch kann Thomas auf strenge Kasernenhofstimme umschalten, dann lächelt er

verschmitzt. Er ist der Ironie noch nicht entkommen. Und ich kann nicht anders, als mich darüber zu freuen.

Anfang September letzten Jahres meldete sich Thomas wieder per E-Mail bei mir. »Ich bin kein Pfarrer mehr«, schrieb er. Was ist da nur passiert?, schrieb ich zurück.

»Nein, in seinen Predigten war nie etwas Politisches«, sagt Jens Scheffler, der Vorsitzende des Vorstandes des Kirchspiels Frohburg. Er lobt die gute Jugendarbeit des Pfarrers, auch seine Gottesdienste. Weihnachten predigte der Pfarrer über ein getauftes irakisches Flüchtlingspaar mit Namen Joseph und Maria, das mit seinem behinderten Kind im nahe Borna Zuflucht gefunden hatte. Als Abschiebung drohte, schrieb er mit seinem Glaubenskurs Proteste und war bereit zum Kirchenasyl.

Was passiert war, war weder rechts noch links. Thomas Wawerka nennt die Gründe selbst und er nennt sie als Allererster: Überforderung und Einsamkeit hießen die Mühlsteine, zwischen denen er als Landpfarrer mit fünf Gemeinden zerrieben zu werden drohte. Und mit denen er auch andere rieb. Am Ende von sich immer weiter zuspitzenden Gesprächen mit Superintendent und Landeskirchenamt wurde er nach drei Jahren Probendienst nicht als Pfarrer übernommen.

»Wir sind nicht gefragt worden, aber das Landeskirchenamt wird seine Gründe haben«, sagt Kirchenvorstandschef Scheffler. Das Landeskirchenamt schweigt zu Personalentscheidungen. Dort habe man ihm auch »menschenfeindliche Äußerungen« im Internet vorgeworfen, freilich ohne Beispiele vorzulegen, sagte Thomas Wawerka in Interviews. Und auch den Auftritt im Talar des Ex-Pfarrers neben AfD-Größen rügten die Kirchenoberen. Pfarrer auch in Sachsen, die seine Position teilten, hätten das durchaus als Warnung verstanden.

»Was nun? Wie geht es weiter für Sie?«, fragt die neu-rechte Zeitschrift »Sezession« Thomas Wawerka nach seinem Rauswurf auf Samtpfoten. Es klingt wie eine Einladung. Er erzählt ihr etwas von einer Vision einer kleinen Kommunität, die »im Rahmen eines traditionellen, kulturell selbstbewussten, heimatverbundenen

Christentums lebt und arbeitet«. Man klatscht ihm freudig Beifall. Aber Thomas, wird das nicht mancher Nazi zu gern als Auferstehung des unseligen Deutschchristentums verstehen?

Als er sah, welche Fans ihm da plötzlich zuwuchsen, verwarf er diese Idee schnell. Als Götz Kubitschek ihn im September angesichts von linken Protesten gegen sein Institut für Staatspolitik in Schnellroda um eine Friedensandacht bat, antwortete er: »Ich will nicht, dass Sie denken, dass ich Ihr Pfarrer werde. Ich muss auch Sie kritisieren können, wenn Sie etwas gegen das Evangelium sagen oder tun.« Kubitschek schluckte und akzeptierte.

Schon warb die AfD um Thomas Wawerka als Bundestagskandidaten. Ich nicke, klar, der Mensch muss sein Geld verdienen. Thomas aber lehnte wieder ab. Er sagt, er wolle seine Seele nicht verlieren.

„Macht's gut!“

***Hoffnung** Was haben wir geschafft seit dem Flüchtlingssommer 2015? Zwei Jahre lang hat die taz zwei Familien bei ihrem Ankommen in Berlin begleitet: Die eine kam aus Syrien, die andere aus Serbien. Ein Rückblick – und ein Abschied*

Von Anna Klöpfer, taz.die tageszeitung, 26.08.2017

I. Herbst 2015: Ankunft

Es ist kalt und nass an diesem dunklen Novemberabend im Herbst 2015, aber Mahmoud Mottaweh schlappt in Flip-Flops und T-Shirt die wenigen Treppenstufen vor dem Eingang zum Flüchtlingsheim in der Lichtenberger Rhinstraße hinunter. Ein kräftiger, untersetzter Mann von Anfang 30, ein offenes, sympathisches Gesicht. In der Hand ein leuchtendes Smartphone mit gesprungenem Display. Wann immer wir uns in den nächsten zwei Jahren treffen, wird Mahmoud Mottaweh dieses Telefon mit Daumen und Zeigefinger bearbeiten: WhatsApp und Facebook sind seine Brücken in die Heimat, zu seinen Eltern und Brüdern, die auch auf der Flucht vor dem Bürgerkrieg in Syrien sind. Im Herbst 2015 sind sie gerade irgendwo in Ägypten.

„Hi“, sagt er. „Hi“, sage ich. Ob er mir seine Geschichte erzählen will, frage ich. Die Flucht aus Damaskus? Wie er jetzt hier lebt mit seiner Familie, seiner Frau und den vier kleinen Kindern? „Bald fünf“, grinst unser irakischer Redaktionspraktikant, der daneben steht und übersetzt. Er arbeitet an der Rezeption des Flüchtlingsheims, in dem er selbst ein Jahr zuvor noch gewohnt hat. „Du willst Kontakte zu syrischen Familien?“, hatte er mich nachmittags in der Redaktion gefragt. „Ich arbeite heute Abend im Heim, komm vorbei, da gibt es viele. Ich stelle dich vor.“

Jetzt stehe ich vor dem mit einem Baugerüst versehenen Plattenbau, eingeklemmt zwischen einer Ausfallstraße und einem Parkstreifen, der sich im Dunkeln verliert, und komme mir blöd vor. Um mich herum stehen gemeinsam mit

den Leuten vom Sicherheitsdienst an den Aschenbechern und rauchen. Halbwüchsige spielen auf dem Gehweg und halten mir eine Tüte Gummibärchen unter die Nase: „Willst du?“ Mütter mit Kopftuch und kleinen Klappbuggys schieben vorbei.

Es hat etwas Voyeuristisches, als ob ich gutes Recherchematerial sichten würde: „Komm vorbei, da gibt es viele“, hat unser Praktikant gesagt. Ja, denke ich, stimmt. Und überlege spontan, ob ich es einfach sein lasse, auf mein Fahrrad steige und nach Hause fahre. So viele Geschichten: wo anfangen, worum sich zuerst kümmern, was zuerst erzählen?

In diesem Sommer und Herbst 2015 ist der Pulsschlag hoch, der Ton wird schnell schrill – bei den Journalisten, bei den ehrenamtlichen Helfern, in der Politik. Vor dem Landesamt für Gesundheit und Soziales, dem berüchtigten Lageso in der Moabiter Turmstraße, warten jeden Tag Hunderte Neuankömmlinge auf ihre Erstregistrierung.

Die Situation ist unübersichtlich und droht außer Kontrolle zu geraten: Die völlig überforderten Behörden schaffen es in diesen heißen Augusttagen nicht, die wartenden mit Wasser und medizinischer Hilfe zu versorgen, das Terminsystem bricht innerhalb kürzester Zeit zusammen. Eine Initiative aus Ehrenamtlichen koordiniert schließlich monatelang die vielen BerlinerInnen, die in der Not helfen: Wasser und warmes Essen ausgeben, dolmetschen, Wege in Notunterkünfte weisen.

In den Massenunterkünften, die jetzt so fieberhaft wie notdürftig errichtet werden, ist die Stimmung gereizt. In den Hangars auf dem Tempelhofer Feld endet im September eine Schuberei bei der Essensausgabe in einer Massenschlägerei. Im November gehen erneut 300 mit Eisenstangen und Messern aufeinander los. Auch in der Schmidt-Knobelsdorf-Kaserne in Spandau, wo Hunderte in einer Art Zeltstadt untergebracht sind, entlädt sich der Frust der in Gewalt. Der damalige CDU-Innensenator Frank Henkel sieht den „sozialen Frieden“ in der Stadt in Gefahr.

Klar, sagt Mahmoud vor dem Lichtenberger Flüchtlingsheim, erzähle er mir seine Geschichte. Er grinst, „why not?“ Ein bisschen amüsiert klingt es, als lasse er gutmütig Nachsicht walten mit der etwas hilflosen Neugierde dieser Deutschen auf die Menschen, die jetzt da sind, und mit denen sie bisher allenfalls abends in den

Fernsehnachrichten konfrontiert waren. 2014, als die meisten von ihnen noch in den UN-Auffanglagern in Jordanien und im Libanon sind oder auf einer Insel namens Lampedusa, da, wo die EU zu Ende ist. So weit weg. „You want to talk now? Come up to our room“, sagt Mahmoud. Geht nicht, sage ich, Journalisten müssen sich in den Heimen vorher anmelden.

Die Unterbringung ist der neuralgische Punkt Ende 2015. Etwa 442.000 Menschen beantragen 2015 in Deutschland Asyl, mehr als doppelt so viele wie im Jahr zuvor. Mehr als ein Drittel der sind Syrer. In Berlin zählen die Statistiker 2015 36.000 Erstanträge. 11.000 Menschen leben in Berlin Ende 2015 in Notunterkünften, die meisten von ihnen in 63 Turnhallen, die der Senat beschlagnahmt. Es gibt Pläne, 15.000 Menschen in 30 Containerdörfern unterzubringen. 7.500 Menschen sollen allein in den ehemaligen Hangars in Tempelhof einquartiert werden.

Reporter berichten von Streitereien und mangelnder Hygiene in Unterkünften, in denen es kaum Privatsphäre gibt, die eigentlich als Provisorium gedacht sind, in denen die aber zum Teil monatelang ausharren müssen.

Ein paar Tage nach meinem ersten abendlichen Treffen mit Mahmoud Mottaweh kommt das Okay von der Geschäftsführung des Heims: Ich darf rein. Sie sind vorsichtig geworden im Umgang mit Journalisten, nach den vielen Zeitungsberichten aus Unterkünften, die vor allem eins sehr anschaulich machen: wie überfordert Berlin in diesem Flüchtlingsherbst ist. Die taz-Fotografin erhält die Anweisung, auf keinen Fall außerhalb des Zimmers der Familie zu fotografieren.

Das Zimmer: etwa 40 Quadratmeter, ein paar zusammengeschobene Betten, in denen Mahmoud, seine Frau Salwa Kamel, die damals dreijährige Tochter Alma und die drei Jungs, Mohamad Louai, Obai und Omar, damals 9, 7 und 6 Jahre alt, schlafen. Auf dem Tisch Kekse, Salwa Kamel schält Orangen: für ihren Mann, für die Journalistin. Ob man einen Tee möchte? Neugierig scharen sich die Söhne um den Gast. Sie verstehen kein Deutsch (was sich sehr schnell ändern wird), und bald ist das Tablet wieder spannender.

Salwa erzählt. Salwa, 31 Jahre alt und hochschwanger mit ihrem fünften Kind. Ihr hübsches Gesicht unter dem sorgfältig festgesteckten Kopftuch wirkt jünger. In

Syrien hat sie Erzieherin gelernt, bis sie Mahmoud traf: Die beiden heiraten, schnell ist das erste Kind unterwegs. Meistens wird in den nächsten zwei Jahren ihr Mann das Wort führen. Aber wann immer es um diesen Tag im Juli 2012 geht, an dem die Familie beschließt zu fliehen, redet Salwa und weint.

„Wir haben gerade Bayram gefeiert“, sagt sie, Zuckerfest. Die ganze Familie ist in ihrem Haus in einem Vorort im Norden von Damaskus versammelt. Dann eine Razzia von Assads Soldaten, sie nehmen einen Cousin der Familie mit. Für Salwas Mutter ist das alles zu viel, sie hat einen Herzinfarkt. Einen Tag später ist sie tot. Salwa wischt sich sorgfältig die Tränen ab, der sechsjährige Omar schmiegt sich unsicher an seine Mutter.

Mahmoud erzählt weiter. Wie die Familie beschließt zu fliehen. Zunächst in den Libanon, aber dort ist es auch nicht sicher, wegen der Hisbollah-Milizen. Mahmoud arbeitet in einer Konservenfabrik, bis er das nötige Geld für das Flugticket nach Kairo zusammenhat. Von dort fahren Schleuser die Familie 600 Kilometer durch die Wüste nach Bengasi, Libyen. Ein Boot bringt sie über das Mittelmeer. Die Mittelmeerroute, ganz klassisch. „Wir hatten Glück, wir hatten einen Kapitän“, sagt Mahmoud.

Die italienische Küstenwache greift sie auf, in Brindisi geben sie im Herbst 2014 ihre Fingerabdrücke ab. Zweieinhalb Jahre lang wird die Familie Angst haben, wegen des Dublin-Abkommens irgendwann wieder nach Italien zu müssen. Aber erst mal fahren sie weiter, mit dem Zug nach Dänemark. Sie haben viel Gutes von Skandinavien gehört.

Das Lager in Kopenhagen ist furchtbar. Sie fahren mit dem Zug nach Deutschland, stranden in Halberstadt bei Magdeburg. Die Behörden schicken sie weiter nach Berlin. Am 2. Juli 2015 kommen sie am Berliner Hauptbahnhof an. Sie stehen einen Tag lang vor dem Lageso in der Schlange, bekommen abends einen Zettel mit Hostelnamen in die Hand gedrückt: Notunterkünfte. Sie irren ziellos durch die Stadt, schließlich gabelt sie ein Ägypter auf der Straße auf und lotst sie zu einer der Adressen.

Es sind irre Fluchtgeschichten, die man Ende 2015 so zu Dutzenden liest. Binahe täglich sind Bilder von überfüllten Flüchtlingsbooten die Aufmacher in den

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Nachrichten. Aber es wird noch eine Weile dauern, bis der Gewöhnungseffekt eintritt und man sich in den Redaktionen zum ersten Mal fragt: „Haben wir das nicht schon so oft geschrieben?“

Ob die Fotografin ihnen die Aufnahmen schicken könne?, fragt Mahmoud, als wir uns verabschieden. „Unsere Fotoalben sind alle in Damaskus geblieben.“

Ein paar Tage zuvor, ein Wartezimmer in einer Anwaltskanzlei am Kreuzberger Landwehrkanal. Zwei Frauen kommen leise zur Tür hinein: Mitra, 32, und Maria Jovanovic, 14, Roma aus Serbien. Ein Sozialarbeiter in einer Flüchtlingsberatung hat mir den Kontakt zu ihrer Anwältin gegeben, dort treffe ich die beiden: Mutter und Tochter, auch wenn sie fast gleichaltrig aussehen. Zwei kleine, rundliche Frauen mit dunklen Haaren und skeptischem Blick, mit dem sie mich fragend mustern.

Ich bin mir nicht sicher, ob die beiden verstehen, was ich von ihnen will, aber sie willigen ein, mir ihre Geschichte zu erzählen. „Vielleicht kann deine Zeitung uns helfen?“, fragt Maria. „Vielleicht“, sage ich und komme mir schlecht vor.

Die Asylanträge von Serben werden zu 99,9 Prozent abgelehnt, sagt die allmonatliche Geschäftsstatistik des Bundesamts für Migration und . Serbien gilt seit 2014 als sicheres Herkunftsland. Zwar dokumentieren Berichte von NGOs und den Vereinten Nationen immer wieder, dass Roma auf dem Balkan Opfer von systematischer Ausgrenzung und Behördenwillkür sind: kein gesicherter Zugang zu Sozialhilfe, kaum Bildungschancen für die Kinder, Roma-Frauen werden überdurchschnittlich häufig Opfer von Gewalt – und Frauenhäuser und die Polizei verweigern ihnen Hilfe.

Doch um Asyl zu bekommen, muss man den Einzelfall nachweisen: Man muss dokumentieren, wann einem wo das Sozialgeld verweigert wurde. Die meisten können das nicht. Die Jovanovic ' können es auch nicht. Sie sind quasi ein aussichtsloser Fall.

Mitra und Maria Jovanovic kommen aus Leskovac, einer 70.000-Einwohner-Stadt in Südserbien. Leskovac ist arm: Mitte des 19. Jahrhunderts florierte hier die Textilindustrie, aber die Zeiten sind lange vorbei. Die Hauptstadt Belgrad ist 200 Kilometer weit weg. Es gibt in der Region viele kleine Dörfer, in denen es nicht viel zu tun gibt, besonders nicht für Roma: Mitra ist kaum zur Schule gegangen, sie hat

keine Ausbildung und einen alkoholabhängigen Ehemann, der sie irgendwann mit den beiden Kindern – Maria hat noch einen jüngeren Bruder, Jagos – für eine andere Frau sitzen lässt.

Mitra arbeitet als Prostituierte, um Geld zu verdienen, denn das Sozialamt in Serbien zahlt nur nach Gutdünken der jeweiligen Sachbearbeiterin. Auch Maria und Jagos werden in der Schule gemobbt. Die Schulverwaltung soll nichts unternommen haben, als Maria einmal von einem Jungen die Treppe runtergestoßen und verletzt wird.

All diese Dinge stehe in dem Asylantrag, den die Anwältin für die Familie stellen wird. „Die Antragsteller“, argumentiert die Anwältin, „sind Opfer einer kumulativen Verfolgung geworden. Ein Schutz durch den serbischen Staat erfolgt nicht.“

Es ist bereits der dritte Asylantrag, den die Jovanovic' in Berlin stellen. 2011 ist das Haus, das Mitra von ihren Großeltern in Leskovac erbt, so baufällig, dass die Familie quasi obdachlos ist. Geld für eine Reparatur haben sie nicht. Aber es reicht für Bustickets. In 24 Stunden fährt eine Linie über Ungarn und Österreich direkt nach Berlin. 1.234 Kilometer, 90,50 Euro pro Person.

Die Jovanovic' landen in einem Heim in Schöneberg und werden im Winter 2013 ausgewiesen. Nach vier Monaten sind sie wieder da. Dieses Mal dauert es nur ein paar Wochen, bis die Ablehnung kommt. Ein Jahr halten sie es in Serbien aus, im Sommer 2015 sind sie wieder in Berlin. In einer Flüchtlingsberatungsstelle in Moabit gibt man ihnen die Adresse der Kreuzberger Anwältin, die sich um Fälle wie sie kümmert, auch ohne Honorar.

Mitra und Maria werden aus dem Wartezimmer gerufen. Im Büro der Anwältin türmen sich die Akten. Sie steht unter Strom, weint fast, als sie Mitra und Maria verzweifelt versucht zu erklären, dass sie noch warten sollen mit dem Asylantrag, weil sie für eine gute Argumentation Zeit brauche. „Sie müssen mit einem Dolmetscher kommen“, sagt sie zu Mitra. „Sie müssen mir alles geben, was Sie haben. Sie müssen mir ganz genau erklären, was mit Ihrer Tochter in Leskovac passiert ist.“

Mitra und Maria weinen jetzt auch. Ohne Asylantrag gibt es keinen Heimplatz. Sie sind bei Bekannten in Pankow untergekommen, aber deren Geduld ist langsam erschöpft. „Wir wissen nicht, wohin?“, sagt Maria.

Bei unseren späteren Treffen erzählt mir Maria, was mit ihr in Leskovac „passiert“ ist: eine Vergewaltigung am Rande einer Hochzeit, die beiden Männer kommen aus dem Ort. Sie drohen, es wieder zu tun. Die Vergewaltigungsgeschichte könnte für einen erfolgreichen Asylantrag reichen, hofft die Anwältin.

Hierherzukommen ist für die Serben sehr viel einfacher als für die Syrer. Sie steigen einfach in den Bus zum Berliner ZOB, kein Mittelmeer, keine Nusschale ohne ordentlichen Kapitän. Hier zu bleiben ist für sie ungleich schwieriger: Beinahe der ganze Balkan gilt als sicheres Herkunftsgebiet. Und dennoch sind die Balkan- die Gruppe, die die meisten Asylfolgeanträge stellt – sie versuchen es also immer wieder, die meisten erfolglos. Doch im Herbst 2015 geraten die Schicksale der Balkanflüchtlinge angesichts der Krise in Syrien in Vergessenheit.

II. Winter 2015 bis Sommer 2016: Hoffen

Im Januar 2016 reichen die Jovanovic' ihren Asylantrag ein. Es geht nicht mehr: Zu den Bekannten in Pankow dürfen sie nur noch nachts zum Schlafen kommen. Mehr „Bekannte“, wie Maria sie nennt, sind inzwischen aus Leskovac gekommen, in der Wohnung wohnen inzwischen 20 Leute. Tagsüber laufen Mitra, Maria und Jagos ziellos durch die Stadt, aber es ist Winter und kalt. Anfang Februar ein Anruf von Maria: „Wir haben es geschafft“, ruft sie ins Telefon. „Was meinst du?“, frage ich. „Wir haben einen Heimplatz! Und Jagos und ich können auch wieder zur Schule gehen.“

Die Jovanovic ' haben eine vorläufige Duldung. Man hat ihnen einen Platz in einem Flüchtlingsheim am Rand von Lichtenberg zugewiesen, das Schulamt hat Jagos einen Platz in der sechsten Klasse einer nahen Grundschule zugewiesen. Maria geht in die neunte Klasse einer Sekundarschule im Bezirk. Die beiden sprechen so gut Deutsch, dass sie keine Deutschstunden in den Willkommensklassen für brauchen – seit ihrem ersten Asylgesuch 2011 haben sich einige Schuljahre in Berlin angesammelt.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

„Geschafft“ ist damit natürlich noch gar nichts: Die Familie, auch wenn sich nun so etwas wie ein Alltag einstellt, hat nun eine Akte, auf die man mit einer Wahrscheinlichkeit von 99,9 Prozent den Stempel „Asylantrag abgelehnt“ drücken wird. Gerade erst hat die rot-schwarze Bundesregierung im Januar 2016 das Asylpaket II beschlossen, es sieht unter anderem eine schnellere Abschiebung von Menschen aus sogenannten sicheren Herkunftsländern vor.

Am 10. Mai 2016 um halb sieben parken drei Polizeiwagen vor dem Lichtenberger Flüchtlingsheim, in dem die Familie jetzt wohnt. Mitra steht in der Küche und macht Frühstück für sich und die Kinder. Um acht Uhr fängt die Schule an. Als der Mann von der Bundespolizei an der Wohnungstür klopft, hinter ihm fünf weitere BeamtInnen im Flur, rennt Mitra aufs Klo und übergibt sich. Am Nachmittag gehe ihr Flug nach Belgrad, sagen die Polizisten. Draußen vor dem Heim stehen drei Polizeiwagen und bringen sie und etwa 30 andere Familien nach Schönefeld. Zwei Flugstunden sind es nach Belgrad. Der Sonderflug mit 97 Passagieren an Bord startet planmäßig.

Dass Mitra, Maria und Jagos nicht mit an Bord sind, verdanken sie einem Formfehler. Die Behörden hatten versäumt, der Anwältin den Ablehnungsbescheid ordentlich zuzustellen. Sie bekommt ihn am Tag der Abschiebung per Mail, aber das reiche nicht, argumentiert die Anwältin per Eilantrag beim Verwaltungsgericht. Dort sieht man die Sache genauso. Die Jovanovic' machen sich auf den Weg zurück in die Stadt.

Im Frühjahr 2016 ist der damalige Innensenator Henkel mit sich zufrieden: „Berlin arbeitet sehr konsequent daran, die Abschiebezahlen weiter zu erhöhen“, teilt er Anfang Mai in einer Pressemitteilung der Innenverwaltung mit. Die drei häufigsten „Zielstaaten“: Serbien mit 187 Abschiebungen, dahinter Bosnien und Herzegowina sowie Kosovo. Rund zweimal im Monat startet laut der zuständigen Bundespolizeidirektion von Schönefeld eine Maschine in Richtung Westbalkan. Die Zahl der freien Sitzplätze werde eher weniger, sagt ein Sprecher.

Ein Anruf bei der Anwältin der Jovanovic'. „Was machen Sie jetzt?“, frage ich. – „Der Asylantrag wird jetzt abgelehnt werden, und dann werden wir einen Antrag bei der Härtefallkommission des Senats stellen.“

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Die Härtefallkommission ist bei der Innenverwaltung angesiedelt. Ihr gehören Vertreter der Kirchen, der Liga der Wohlfahrtsverbände und des Integrationsbeauftragten des Senats an. Je länger jemand in Deutschland ist, je mehr soziale Kontakte er hier hat und je besser die wirtschaftlichen Aussichten sind – gute Schulleistungen, eine Jobperspektive –, desto wahrscheinlicher ist, dass die Kommission Gnade vor Asylrecht ergehen lässt und ein Gesuch an den Innensenator stellt.

2015 hatte Henkel etwa der Hälfte von 225 Gesuchen stattgegeben. Etwa die Hälfte der Anträge kommt aus den Balkanstaaten. Sie werden überdurchschnittlich häufig negativ entschieden. Die Anträge hätten „meist keinen Erfolg, weil die kurze Dauer des Aufenthalts und die erbrachten Integrationsleistungen“ nicht für eine positive Entscheidung“ ausreichen, teilt die Innenverwaltung mit.

Die geringen Aussichten, hierbleiben zu können, sind euch die eigentlich klar, frage ich Maria. „Wir müssen Hoffnung haben“, sagt sie. Würden sie zurückkommen, wenn die 30 Monate, die sie im Fall einer Abschiebung in Serbien bleiben müssten, vorbei sind? „Aber natürlich.“

Auch die Mottawehs bekommen im Juni 2016 einen Aufenthaltstitel – in ihrem Fall ist das nicht überraschend, die Schutzquote für Syrer beträgt 98,2 Prozent.

Allerdings bekommen sie keinen Schutz nach dem deutschen Asylrecht oder nach der Genfer Flüchtlingskonvention, sondern lediglich einen sogenannten subsidiären Schutz, der für ein Jahr gilt.

Mahmoud ist frustriert, er will den vollen Schutzstatus, drei Jahre. Er schreibt mir auf WhatsApp: „Do you know a good lawyer?“

Dass die Mottawehs nur subsidiären Schutz bekommen, ist ebenfalls eine Folge des Asylpakets II. Dieser Schutzstatus gilt nur für ein Jahr, der Familiennachzug ist ausgeschlossen. Zwar bekommen die eine Arbeitserlaubnis und haben Anspruch auf Sozialleistungen. Allerdings wird ihnen, und das ist entscheidend, kein individueller Schutz aufgrund von Verfolgung zugesprochen: Ist der Bürgerkrieg in Syrien vorbei, droht die Abschiebung.

Mehrere Oberverwaltungsgerichte haben bereits geurteilt, das sei nicht rechtens: Potenziell seien alle SyrerInnen politisch Verfolgte durch Machthaber

Assad. Die Hilfsorganisation Pro Asyl rät SyrerInnen mit subsidiärem Schutzstatus deshalb, eine Klage zu prüfen.

Tatsächlich werden die Gerichte von einer Klagewelle förmlich überschwemmt. Bis Oktober 2016 gehen dreimal so viele Klagen gegen negative Asylbescheide beim Berliner Verwaltungsgericht ein wie im ganzen Jahr 2015. Sie machen schnell 40 Prozent aller Verfahren des Gerichts aus.

Am 30. Juni 2016 reicht Mahmoud Klage beim Berliner Verwaltungsgericht gegen seinen Asylbescheid ein. Ein paar Tage später kommt er mich in der Redaktion besuchen. Es ist heiß, er schwitzt, er ist unruhig und wirkt zugleich müde. „Diese ganzen Paragraphen hier machen einen klein“, sagt er. „Das fühlt sich ein bisschen so an, als sei man in einem großen Gefängnis. Im Libanon konnte ich in Beirut von einem Tag auf den anderen ein neues Leben anfangen: Ich konnte arbeiten, ich konnte ein Auto kaufen. Das ist hier alles so mühsam.“

III. Herbst 2016: Ernüchterung

Das Chaos aus dem Flüchtlingsherbst 2015 hat sich gelegt. Dafür haben sich Probleme manifestiert. Zwar kommen inzwischen sehr viel weniger Neuankömmlinge: 2015 kamen 55.000 in die Stadt. 2016 sind es noch 17.000. Doch Flüchtlingshelfer kritisieren noch immer viel zu lange Wartezeiten bei der Erstregistrierung, die inzwischen ins ehemalige Kongresszentrum ICC nach Charlottenburg umgezogen ist. Statt dem Lageso kümmert sich jetzt ein neu gegründetes Landesamt für Flüchtlingsangelegenheiten, kurz LAF, um die Registrierung der .

Die Unterbringungssituation bleibt schwierig. Zwar gibt es keine nächtlichen Trecks mehr von orientierungslosen Flüchtlingsfamilien durch die Stadt. Aber es gibt zu wenige Plätze in den Heimen – von Wohnungen, die insbesondere Familien dringend brauchen, ganz zu schweigen. Die Folge: Beinahe die Hälfte der 49.000 Asylbewerber in Berlin leben im Herbst 2016 in Notunterkünften, teilt die Sozialverwaltung mit. Für Notunterkünfte gibt es keine verbindlichen Standards. Flüchtlingshelfer kritisieren die katastrophalen Zustände in Turnhallen und leer stehenden Bürogebäuden.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Im Lichtenberger Heim steht Mahmoud in dem Zimmer, in dem die Familie noch immer zu fünft schläft. Er mag sich nicht setzen, er ist wütend. Es hat eine Weile gebraucht, bis die Behörden es geschafft haben, ihn seines stoischen Lächeln zu berauben. Jetzt ist es so weit. Jeden Tag, sagt er halb auf Englisch, halb auf Deutsch – der Integrationskurs, den Mahmoud kürzlich angefangen hat, zeigt Wirkung – rufe er die Wohnungsunternehmen an: „Degewo, Howoge, Gesobau, Gewobag“ zählt er auf, es klingt wie ein absurdes Gedicht. Alle sagen ihm: Sorry, wir haben nichts, aber wir haben Sie in der Kartei.

Bis zu 1.018 Euro Bruttokaltmiete übernimmt das Sozialamt für eine siebenköpfige Flüchtlingsfamilie wie den Mottawehs, die sich aus einer Gemeinschaftsunterkunft heraus auf Wohnungen bewirbt. Mindestens vier Zimmer und 80 Quadratmeter muss die Wohnung haben, damit sich das Amt nicht wegen „beengter Wohnverhältnisse“ querstellt.

„Wir wollen gar nicht vier Zimmer, warum gehen nicht drei?“, fragt Salwa. „Ja, schwierig“, sage ich zur Familie und fühle mich hilflos.

Später telefoniere ich mit einem Projekt der Arbeiterwohlfahrt in Kreuzberg, das hilft, eine Wohnung zu finden. „Warum ist es so schwierig?“, frage ich. Sozialarbeiterin Elvin Aydinoglu erklärt, dass viele Sachbearbeiter in den Wohnungsunternehmen sich querstellen, wenn die ohnehin nur einen befristeten Aufenthaltsstatus haben.

Im Herbst 2016 haben immer mehr der , die im vergangenen Sommer gekommen sind, eine befristete Aufenthaltserlaubnis. Theoretisch können sie sich nun auch um Wohnungen im sogenannten geschützten Marktsegment bewerben. Doch um diese berlinweit rund 1.300 Wohnungen konkurrieren sie zum Beispiel mit Obdachlosen, aber auch mit Frauen aus Frauenhäusern. Alleine in Lichtenberg, dem Bezirk der Mottawehs, lebten im Oktober 2016 noch rund 5.500 Geflüchtete in Heimen, heißt es aus dem bezirklichen Sozialamt.

Stillstand. Eine gewisse Statik auch in der öffentlichen Wahrnehmung: Im Wahlkampf um das Berliner Abgeordnetenhaus spielt das Thema quasi keine Rolle. Die damalige Integrationsministerin Dilek Kolat (SPD) hat inzwischen den Masterplan

Integration aufgelegt, der alle Senatsverwaltungen verpflichtet, ihren Teil beizusteuern. In der Bildungsverwaltung hat Senatorin Sandra Scheeres (SPD) das Schlimmste überstanden: Der Bedarf an neuen Willkommensklassen sinkt. Gleichzeitig verläuft der Übergang in die normalen Klassen erstaunlich geräuscharm. Nicht mal die stets kritische Lehrgewerkschaft GEW meldet sich zu Wort.

IV. Sommer 2017: Perspektiven

Maria ruft inzwischen weniger oft an. Die Härtefallkommission hat ihrer Familie völlig überraschend Aufenthalt gewährt: drei Jahre. Wenn die Familie dann ihren Aufenthalt „überwiegend selbst“ bestreiten kann, darf sie bleiben. Offenbar hat Marias Vergewaltigungsgeschichte überzeugt, sagt anonym ein Mitglied der Kommission, die sich öffentlich nicht zu Einzelfällen äußert. Sicher habe auch die mediale Aufmerksamkeit geholfen, heißt es.

Maria weiß: Sie braucht die Zeitung nicht mehr. Unsere Beziehung ist ein Geschäft, eine Win-win-Situation: Die beiden Familien haben das zum Glück früh verstanden. „Ist deine Zeitung groß, macht ihr die Artikel auch online?“, hatte Mahmoud schon bei unserem ersten Treffen gefragt.

Bei Maria ist es erstaunlich, mit welchem Optimismus sie immer fest davon ausging, hier sein zu dürfen. Sie, die sonst alles andere als naiv war, ihre Familie durch die Termine mit der Anwältin und den Behörden lotste und jetzt auch die Wohnungssuche managt. „Kannst du mir mit der Schufa helfen, wir haben morgen eine Wohnungsbesichtigung, und ich will alles komplett haben“, schreibt sie mir. Ist dieser immer nach vorne gerichtete Pragmatismus auch Selbstschutz, angesichts ihrer Vergangenheit? Vielleicht.

Im Frühjahr kommt für Mahmoud ein Brief in der Poststelle des Heims an. Absender: das Verwaltungsgericht Berlin. Ihre Klage war erfolgreich, steht in dem Brief. Die Familie Mottaweh darf für drei Jahre bleiben.

Als ich die Familie im Juli dieses Jahres besuche, simst mir Mahmoud eine andere Zimmernummer: Die Unterbringungskrise in Berlin hat sich entspannt – die Mottawehs merken das daran, dass sie nun zwei Zimmer im Flüchtlingsheim zur

Verfügung haben: eins für die Kinder, eins für die Eltern. Zu Salwas Entzücken gibt es sogar eine kleine Kochnische, die Gemeinschaftsküche auf der Etage hatte sie gehasst.

Mahmoud hat beste Laune. Er hat von anderen gehört, dass die Wohnungssuche in Brandenburg leichter sein soll. Das gibt ihm jetzt Hoffnung. Dann kramt er in seinem Portemonnaie nach einer Visitenkarte: das Logo einer Personalvermittlung. Wenn er mit seinem Deutschkurs fertig ist, soll er sich melden, habe man ihm dort gesagt. Man habe sicher bald Arbeit für ihn, Elektrotechniker würden gebraucht.

Er kramt in einer schwarzen Mappe und zieht ein paar Flugtickets heraus: In den Sommerferien wollen sie seine Eltern und die drei Brüder besuchen, die inzwischen in Aserbaidshan leben. Er wischt auf dem unvermeidlichen Smartphone hin und her, ein Foto zeigt einen der Brüder mit Kochmütze: „Eigenes Restaurant in Baku“, sagt Mahmoud stolz.

Immer wenn wir uns in den vergangenen Monaten getroffen haben, hat Mahmoud mir Fotos auf seinem Handy gezeigt. Meistens waren es Bilder aus Syrien. Bilder von vor der Flucht, die ihn in seinem Wohnzimmer mit seiner Familie zeigen, vor seinem Auto. „Das war ich“, sagte er dann meistens, und es schien ihm wichtig zu sein. Andere Bilder zeigen Verletzte und Tote: Fotos, die ihm in Damaskus gebliebene Freunde schicken. Ein paar hat er selbst gemacht, als er vor seiner Flucht half, Verletzte in Krankenhäuser zu fahren.

Inzwischen ist die Bilderauswahl, die ich zu sehen bekomme, eine andere. Weniger Syrien, weniger Rückblick, mehr Berlin, mehr Jetzt. Die Kinder an der Straßenbahnhaltestelle, die Familie beim Eisessen. Er schaut nicht mehr bei Google Earth, ob er sein Haus noch erkennen kann, ob es vielleicht noch steht. Keine Rede mehr davon, zurückzugehen, zu helfen, sein Dorf wieder mit aufzubauen: „Mein Land gibt es nicht mehr“, sagt Mahmoud.

Epilog

Maria meldet sich nicht mehr. Es fühlt sich richtig an. Unabhängig davon, ob ihre Aufenthaltsgenehmigung im Sommer 2019 entfristet werden wird: Sie sind nicht mehr die „Flüchtlingsfamilie“, ihre Geschichte ist erzählt. Im Juli telefoniere ich noch mal mit Maria. Ja, die Mutter arbeite inzwischen bei einer Putzfirma. Ja, eine

Wohnung haben sie gefunden: drei Zimmer, in Hohenschönhausen. Die neue Schule? Ist okay. Ja, der Bruder spiele immer noch Klarinette in der Musikschule. Sie klingt ungeduldig. Ihr WhatsApp-Bild zeigt sie mit einem jungen Mann. Ihr Freund? Ich vergesse, sie zu fragen. Sorry, sie sei ein bisschen erkältet und müsse jetzt Schluss machen.

„Mach’s gut“, sagt Maria. „Ja, du auch“, sage ich.

Die Familien

Die Mottawehs kommen aus Damaskus. Vater Mahmoud, 36, hat in Syrien als Elektrotechniker gearbeitet. Seine Frau Salwa Kamel, 33, hat eine Ausbildung zur Erzieherin abgebrochen, als sie mit ihrem ersten Kind schwanger war. Die muslimische Familie hat fünf Kinder: Mohamad Louai (11), Obai (9), Omar (8), Alma (5) und die jüngste Tochter Elaf (1), die in Lichtenberg geboren wurde. In Damaskus wohnte die Familie gemeinsam mit Mahmouds Eltern in einem Haus in einem nördlichen Vorort von Damaskus. Am 5. Februar 2013 floh die Familie vor dem Assad-Regime über das Mittelmeer nach Europa. 17 Monate später kamen sie am Berliner Hauptbahnhof an.

Die Jovanovics kommen aus Leskovac, einer 70.000-Einwohnerstadt im südlichen Serbien. Mutter Mitra (34) arbeitete unter anderem als Hilfsarbeiterin in der Landwirtschaft. Ihre Tochter Maria ist 16, Sohn Jagos 13 Jahre alt. Der alkoholranke Vater verließ die Familie. Insgesamt dreimal beantragte die Roma-Familie seit 2011 Asyl in Deutschland, zweimal wurde sie ausgewiesen.

Er will es noch einmal wissen

Frank Henkel tritt als Direktkandidat für den Bundestag an. Obwohl ihn die Berliner CDU gerade erst fallen ließ.

Von Martin Nejezchleba, Berliner Morgenpost, 20.09.2017

Zwischen Tür und Angel will Frank Henkel dem Wähler nicht allzu viel Frank Henkel zumuten. Eine Rose, zwei Flyer, drei Sätze: "Mein Name ist Frank Henkel, und ich kandidiere hier für den Bundestag. Ich will nur mal Hallo sagen und - wenn Sie mögen - ein wenig Infomaterial dalassen. Das war's auch schon, tschüss." So soll der Haustürwahlkampf ablaufen.

Aber dafür muss der Wähler Frank Henkel erst mal ins Haus lassen. Es nieselt. Henkel zwingt sich mit seinen Wahlhelferinnen - die eine nennt er Gabi, die andere heißt Christa Bergholter - unter ein Vordach an der Klopstockstraße. Er zupft sein blaues Sakko zurecht. Das Hansaviertel gehört laut den Wahlkampfstrategen aus dem Konrad-Adenauer-Haus zu den Potenzialgebieten in Henkels Wahlkreis. Die Wahrscheinlichkeit, dass der Wähler sich hier für die CDU entscheidet, ist hoch. In ganz Deutschland setzen die Christdemokraten auf Hausbesuche. Die Strategie: Nach ausgiebiger Datenrecherche gezielt in Straßenzüge mit potenziellen CDU-Wählern gehen, sie nicht mit langen Diskussionen nerven, sondern mit kurzer, persönlicher Ansprache zum Gang zur Wahlurne bewegen.

Henkel klingelt. Die Gegensprechanlage knistert. "Guten Abend, hier Frank Henkel, ich würde mich Ihnen gerne vorstellen."

"Guten Abend." Rauschen. "Das sollte dann auch reichen." Henkel: "Würden Sie mich trotzdem reinlassen, damit ich mich Ihren Nachbarn ..." "Auf keinen Fall." Die Gegensprechanlage knackt. Henkel lacht. "So was", sagt Gabi. Und übernimmt ab

sofort das Klingeln. "Guten Tag, ich bringe Rosen für Ihre Nachbarin." Der Türöffner summt.

Es ist kein Jahr her, da war Henkel noch CDU-Kreisvorsitzender in Mitte, Bürgermeister der Bundeshauptstadt, Innensenator, Landesvorsitzender. Und Frank Henkel sollte Regierender Bürgermeister werden. So war es geplant. Doch die Wahl zum Abgeordnetenhaus endete für die CDU mit 17,6 Prozent, Rekordwahlschlappe. Nach und nach verlor Henkel alle Ämter. Was bleibt, ist ein Sitz im Abgeordnetenhaus - und die Hoffnung auf ein Bundestagsmandat. Doch seine Unterstützer in der Partei sind rar. Die neue Parteiführung fand: Jetzt sind andere am Zug, verwehrte ihm einen sicheren Platz auf der Landesliste.

Also ließ sich Frank Henkel als Direktkandidat in Mitte aufstellen. Wahlkreis 75. Seit es den gibt, hat dort immer die SPD die meisten Erststimmen geholt. Seine Kontrahentin Eva Högl ist SPD-Spitzenkandidatin, seit acht Jahren im Bundestag und liegt in allen Umfragen vorne. Deutlicher kann eine Partei ihren Ex-Landeschef kaum abservieren. Wie konnte es so weit kommen?

Es ist kurz vor 18 Uhr. Frank Henkel ist bereits fünf Treppenhäuser rauf- und runtergekeucht, er hat in gut einer Stunde an 47 roten, blauen, grünen und grauen Wohnungstüren geklingelt, 16 Mal seine drei Sätze aufgesagt, hat Wahlflyer mit Wahlprogramm und Fotos verteilt. Eines zeigt Frank Henkel mit Angela Merkel, ein anderes mit Sohn Leopold auf den Schultern und noch eines mit einer Einsatztruppe der Berliner Polizei im Rücken. Er hat mit zwei Wählern über Politik gesprochen, etliche Oberarme geknuddelt und die 89-jährige Rosmarie Dreier mit wenigen warmen Worten auf ihrer Wohnzimmercouch zum Strahlen gebracht.

Als er das sechste Treppenhaus betritt, blickt er auf seine Uhr: "Jetzt kommen wir in den kritischen Bereich." Abendbrotzeit. Das Letzte, was Henkel will, ist stören. Als er dann die erste Mutter vom Familientisch klingelt, sagt er: "Wir brechen das jetzt ab."

Das Team stellt sich am Hansaplatz auf. Gabi zeigt auf eine Shisha-Bar: "Das ist der Hammer, da sitzen die jungen Türken drin, wir können da auch rein. Willst du das mal erleben, Frank?" "Nö", sagt Henkel. Dann zerrt ihn Gabi in eine Eisdiele. Eine

Frau mit zwei Kugeln Eis in der Waffel fordert eine klare Haltung von Henkel in der Nordkorea Krise. Er beschwichtigt: "Ich kann Ihnen versichern, dass die Kanzlerin und der Außenminister an dem Thema dran sind." Frank Henkel sagt, er will um jede Erststimme im Wahlkreis kämpfen. Aber an diesem Tag, mitten im Potenzialgebiet, wirkt er alles andere als kämpferisch.

Es wäre einfach, hier die Geschichte des Scheiterns von Frank Henkel weiter auszubreiten. Aber zu seiner Geschichte gehört auch der Erfolg, der Aufstieg in der Partei. Der gelang gerade deshalb, weil Henkel kein bedingungsloser Machtmensch ist. Weil er lieber Oberarme knuddelt, als in Waden zu beißen. Und damit hat er bis zur letzten Abgeordnetenhauswahl scheinbar alles richtig gemacht. Er wurde einstimmig zum Spitzenkandidaten gewählt.

Heute muss man in der Partei nicht lange fragen, um diesen Satz zu hören: "Sie werden von mir nichts Schlechtes über Frank hören. Aber unter uns ..." Sie haben ihm in der Berliner CDU so lange auf die Schulter geklopft, gesagt, "Du machst das klasse, Frank", bis er nicht mehr nützlich war für die Partei. Und wenn heute "unter uns" mit dem Journalisten geredet wird, erzählen langjährige Parteifreunde vom verbitterten Frank Henkel, mit dem es alle nur gut gemeint haben, der irgendwann anfing, überall Verrat zu wittern, und sich völlig isoliert habe im Landesverband. Keiner will ihn mit Helmut Kohl vergleichen. Und dann machen sie es doch.

Ausgerechnet Kohl. Es ist die erste Sitzung im Berliner Abgeordnetenhaus nach dem Tod des Einheitskanzlers. Parlamentspräsident Ralf Wieland spricht von den Verdiensten Kohls für Europa, für Deutschland, für Berlin. Schweigeminute. Der Saal erhebt sich. Henkel steht dort, wo ihn seine Partei nach der Wahlschlappe geparkt hat. Dritte Reihe links, außen. Später wird er erzählen, dass ihm in diesem Moment vieles durch den Kopf ging. Das Leben des 53-Jährigen, was wäre es ohne Kohl, ohne die Partei. Wegen Kohls Deutschlandpolitik trat Henkel mit 18 Jahren in die CDU ein, ein Jahr nachdem seine Eltern mit ihm von Ost-nach West-Berlin übergesiedelt waren. Eine Weile arbeitete er als Großhandelskaufmann, später für das Privatradio 100,6. Aber seine Leidenschaft galt der CDU. 30 Jahre im Dienst der Partei - so sagt es Henkel selbst. Ohne die Partei hätte er seine Frau wohl nie kennengelernt. Kathrin

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Henkel ist Bezirksverordnetenvorsteherin für die CDU in Marzahn-Hellersdorf und die Mutter seines Sohnes.

2001 machte der Regierende Bürgermeister Eberhard Diepgen Henkel zu seinem Büroleiter. Dann die CDU-Spendenaffäre und der Bankenskandal, die Diepgen-CDU stürzte nach 16 Jahren aus der Regierung. Was folgte, waren zehn Jahre Opposition, die Wahlergebnisse brachen um fast 20 Prozentpunkte ein. Fünf Mal wechselte der Landeschef. Die Kreisverbände verloren sich in Machtkämpfen. Erst Frank Henkel brachte die Einigung. "Indem er erfolgreich die Polarisierung abgebaut, sich nicht in interne Streitigkeiten zwischen den Verbänden eingemischt hat", sagt Diepgen. Die CDU brauchte damals jemanden, der nicht nach ganz oben drängte, der nicht nach Ämtern strebte, sondern nach Harmonie. Frank Henkel holte die CDU zurück in den Senat.

Die Schweigeminute für Kohl ist vorbei, das Plenum geht zur Tagesordnung über. Bei den Fraktionskollegen vor und neben Henkel stapeln sich die Aktenordner, werden Dokumente unterzeichnet, E-Mails beantwortet. Während Antje Kapek von den Grünen eine flammende Rede für die Schließung von Tegel hält, stemmt Henkel sein wuchtiges Kreuz in die Stuhllehne, eine Hand in der Hosentasche, die andere wischt über das Smartphone: Wetterbericht, Fotos, Whatsapp.

Wer von Henkels Niederlagen als Innensenator hören will, ist auf der Besuchertribüne des Abgeordnetenhauses richtig. 14 Mal sind die Abgeordneten seit der letzten Wahl im Plenarsaal zusammengekommen. Immer wieder wird über Henkel gesprochen. Die Themen: die kaputtgesparte Polizei. Die Hausbesetzer an der Rigaer Straße, gegen die Frank Henkel immer mit harter Hand vorgehen wollte - und es lange nicht tat. Als dann kurz vor Amtsende die Polizei einen Räumungsversuch unterstützte, erwies sich der Einsatz als rechtswidrig. Oder die groß propagierte Null-Toleranz-Strategie gegen die Drogendealer im Görlitzer Park. Heute heißt es: Sie hatte null Erfolg. Das Flüchtlingscamp am Oranienplatz. Henkel wollte nicht räumen, dann doch, dann pfiff Wowereit ihn zurück.

Anis Amri, marode Bäder, steigende Kriminalität, der BER. Das alles vermögen manche Abgeordnete so zu drehen, dass am Ende Henkel schuld ist. Und ständig ruft jemand ins Plenum: Wo ist Herr Henkel eigentlich? Wenn er da ist, schweigt er.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Henkel hat in den 14 Sitzungen kein einziges Mal in ein Mikrofon gesprochen, keine Anfrage gestellt, noch nicht einmal ein Zwischenruf wurde protokolliert. Er scheint sich in seine Rolle als stummer Sündenbock gefügt zu haben. Was bleibt, ist das Bild eines Innensenators, der immer lautstark Recht und Ordnung forderte. Wenn er aber durchgreifen musste, dann zauderte er - und scheiterte.

Als am 18. September 2016 klar war, dass Henkel die Wahl krachend verloren hat, wollte er sofort alle seine Ämter zur Verfügung stellen. Er tat es nicht. Am nächsten Tag fuhr er ins Präsidium, wieder mit der festen Absicht, einen Schlusstrich zu ziehen. Zweimal wurde er überredet. Jetzt noch nicht Frank, das würde die Partei ins Chaos stürzen, redeten sie im Vorstand auf ihn ein. "Hätte ich mal bloß auf meinen Bauch gehört, dann hätte ich mir das ein oder andere erspart", sagt Henkel heute.

Einstecken kann er. Mit Anfang 20 war Frank Henkel Amateurboxer, ließ sich auch als Politiker immer wieder im Ring ablichten. Als Innensensor hat er zwölf Runden Schläge von allen Seiten kassiert, war immer in der Defensive, stand bis zum Schluss. Er ging noch mal in den Ring. "Zum Schluss fehlte ihm jede Kraft, er wollte es nur noch hinter sich bringen", sagt einer, der ihn im Wahlkampf 2016 begleitet hat. Als der Kampf verloren war, hielten ihn seine Vorstandskollegen auf den Beinen. Dann schickte ihn das "Mitte-Mädchen" auf die Bretter.

Jenna Behrends nennt sich selbst so, auf ihrer Homepage. Die Bezirksverordnete in Mitte schrieb in einem offenen Brief: Frank Henkel habe sie eine "große süße Maus" genannt, einen Parteikollegen soll er gefragt haben: "Fickst du die?" Jetzt war Henkel auch noch das Gesicht des sexistischen Altherrenwitzes, eine Debatte über Sexismus in der Politik kam auf - und der Verdacht: Die Berliner CDU ist noch immer eine Partei der Männerfreundschaften, Machtkämpfe, Intrigen.

Was soll Frank Henkel zu seinem Knock-out schon sagen? Schließlich kämpft er schon wieder für die CDU. Und so versucht er es mit Sätzen über Naturgesetze der Politik, über Ämter, die nicht auf Lebenszeit sind. Oder mit dem hier: "Allet schick." Bohrt man nach, senkt er seinen Blick, zupft an seinem Ehering.

Er findet doch noch einen Weg, seiner Enttäuschung Luft zu machen. Er spricht über Eberhard Diepgen. Als der nach 16 Jahren als Regierender über den

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Bankenskandal stolperte, trat er nur widerwillig von seinen Ämtern zurück, wollte auch auf die Landesliste für die Bundestagswahl, 2002 war das. Auch ihn ließ die Partei fallen, Diepgen sollte als Direktkandidat antreten. In Mitte. Wie Henkel heute.

"Das war eines der unrühmlichsten Kapitel der Berliner CDU", sagt Henkel über den Fall seines politischen Ziehvaters. Jemand, der so lange treue Dienste für die Partei geleistet hat, müsse auch in schlechten Zeiten aufgefangen werden. "Dass man Diepgen damals den Weg in den Bundestag verwehrt hat - das war einfach nur schäbig." Die Direktkandidatur in Mitte lehnte Diepgen damals ab. Anders als Henkel heute.

Es ist 20.07 Uhr, nach dem Häuserwahlkampf ergreift Frank Henkel das Wort in einem Haus, dessen Namen er nicht aussprechen kann. Das #fedidwgugl-Haus. "Für ein Deutschland, in dem wir gut und gerne leben", soll die Abkürzung heißen. Die CDU-Wahlkampfzentrale ist mitten im hippen Mitte, in einem leer stehenden Gründerzeitkaufhaus. Unverputzte Wände, bröckelnde Säulen. Es gibt ein begehbares Wahlprogramm und einen Cyber-Room. Ein großes Samtherz hängt von der Decke, Bassboxen sorgen für den Pulsschlag.

Im zweiten Stock versammeln sich etwa 30 Helfer um Frank Henkel. "So, ihr Lieben", sagt Henkel, bedankt sich für die Unterstützung, sagt, "es lohnt sich, in Mitte in die Hände zu spucken". Dann gibt's Currywurst und Brezeln. Später wird noch Parteiprominenz erwartet: Henkels Nachfolgerin an der Landesspitze, Monika Grütters, und Henkels Nachfolger an der Kreisverbandsspitze, Sven Rissmann. Generalsekretär war Henkel auch mal, drei Jahre lang. Der aktuelle, Stefan Evers, soll auch noch zu Henkels Dankeschön-Party kommen. Frank Henkel wird an diesem Abend ein paar Selfies mit den Leuten von der Jungen Union machen. Generalsekretär Peter Tauber wird in das Haus stürmen, Henkel Fotos mit sich machen lassen, ihm viel Glück für den 24. September wünschen, und keine zehn Minuten später das Haus wieder verlassen. Gegen 21.40 Uhr wird auch Henkel nach Hause gehen. Seine Frau ist im siebten Monat schwanger. Grütters, Rissmann und Evers werden auf Henkels Party nicht auftauchen.

Voll auf die Glocke

In Herxheim hängt seit 83 Jahren eine Hitler-Glocke im Kirchturm. Kaum jemand interessierte sich dafür. Bis zum Sommer. Seitdem versteht das Dorf die Welt nicht mehr.

Von Johannes Bebermeier, Rhein-Zeitung, 30.09.2017

Es gibt drei Geschichten über Herxheim und die Hitler-Glocke zu erzählen. Die erste beginnt im Jahr 1934 mit einer nicht erwiderten Liebe und endet mit einer Glocke im Turm der evangelischen Jakobskirche, die die Aufschrift „Alles fuer's Vaterland – Adolf Hitler“ trägt. Die zweite beginnt im Sommer 2017 mit einer E-Mail und mündet in der größten Empörungswelle, die das pfälzische Dorf Herxheim am Berg mit seinen 750 Einwohnern jemals getroffen hat. Warum eine 83 Jahre alte Glocke auf einmal einen solchen Aufruhr auslöst, das verstehen sie im Dorf bis heute nicht. Irgendetwas muss sich verändert haben in Deutschland. Das ist die dritte Geschichte.

Doch beginnen wir mit der Liebe und dem Jahr 1934. Damals lebte eine junge Frau in Herxheim, die vieles für sich gehabt haben muss. Jedenfalls verliebten sich zwei Männer gleichzeitig in sie, der Dorfschullehrer und ein junger Vikar. Die Frau entschied sich für den Vikar, und so blieb der Lehrer allein, allein mit seiner Eifersucht auf das Glück der beiden.

Das ging nicht lange gut. Der Lehrer spielte bei Gottesdiensten in der Herxheimer Jakobskirche für gewöhnlich die Orgel. Als der Vikar eines Sonntags den Pfarrer beim Gottesdienst vertreten sollte, wollte ihm der Lehrer seinen Auftritt verderben und die Orgel zerstören. Während das Dorf ein Fest feierte, schlich er sich nachts in die Kirche und legte Feuer. Mit der Orgel brannte die gesamte Kirche aus,

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

und die Glocken im Turm barsten. Erst Jahre später fasste die Polizei den Lehrer, weil sie ihm Schmähbriefe zuordnen konnte, die er auch noch geschrieben hatte.

Helmut Meinhardt, der heutige Pfarrer von Herxheim, erzählt diese Geschichte gern, wenn er mal wieder über die Hitler-Glocke sprechen muss. „Daraus könnte man einen ‚Tatort‘ machen“, sagt er und lächelt. Er erzählt die Geschichte in rasantem Tempo, man muss aufpassen, um ihm zu folgen, er hat sie eben sehr oft erzählt in letzter Zeit. Und wenn schon mal so viele Journalisten zu seiner Jakobskirche kommen, will er sie auch noch auf das Problem hinweisen, das im Gegensatz zur Glocke für jeden sichtbar ist: die Risse in den Mauern, die immer länger und breiter werden, weil der einst aufgefüllte Fels, auf dem die Kirche über der Rheinebene fußt, sie nicht mehr zu tragen scheint.

Doch derzeit interessieren sich eben die meisten nur für das Problem, das seit 1934 hoch oben im Kirchturm hängt. Drei neu gegossene Glocken läuteten damals zum Festgottesdienst, mit dem die wieder hergerichtete Kirche eingeweiht wurde. Zwei von ihnen gehörten der Kirche, eine bis heute der politischen Gemeinde. Sie diente auch als Polizeiglocke und sollte die Herxheimer vor Gefahren warnen: die Hitler-Glocke.

Sie überdauerte die Jahrzehnte. Im Zweiten Weltkrieg, 1942, schmolzen die Nazis die kirchlichen Glocken ein, Kanonenfutter für den Führer. Die Hitler-Glocke aber blieb hängen, wahrscheinlich, weil sie eben das war: eine Hitler-Glocke. Neun Jahre schlug ihr zweigestrichenes C allein, bis ihr die Kirche 1951 zwei neue Glocken zur Seite hängte.

Seitdem gingen die Jahre ins Land. Sechs Bürgermeister kamen und gingen in Herxheim, vier Pfarrer ließen die Glocken in der Jakobskirche zum Gottesdienst läuten. Die wenigsten Menschen interessierten sich dafür, dass auf einer von ihnen ein Hakenkreuz prangte.

* * *

Bis im Sommer 2017 Sigrid Peters kam und die zweite Geschichte über die Hitler-Glocke beginnt, die Geschichte der Empörung. Peters schrieb im Mai eine E-Mail, von der sie damals selbst nicht gedacht hatte, dass sie eine solche Wirkung

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

entfalten würde, einen „ungeahnten Tsunami“, sagt sie. Peters ist eine energische Frau, doch die vergangenen Monate sind an ihr nicht spurlos vorbeigegangen. Sie ist übel beschimpft worden, hat einen Drohanruf erhalten, sagt sie. Aber die Sache ist ihr einfach zu wichtig. Das hat auch mit ihrer eigenen Geschichte zu tun. Geboren wurde sie in Schlesien, 1944 war das. Sie musste mit ihren Eltern flüchten, von einer Stunde auf die andere in den Westen ziehen. Ihren Vater habe die Flucht gebrochen, er habe das ein Leben lang nicht verwunden. „Ich wollte mit dem Hakenkreuz nie wieder etwas zu tun haben.“

Peters lebt nicht in Herxheim am Berg, sondern in Weisenheim am Berg, einen Kilometer ist das weg. Dort arbeitete sie lange als Musiklehrerin, nun ist sie pensioniert. In der Herxheimer Jakobskirche hat sie früher bei Gottesdiensten oft Orgel gespielt, sie kennt die Kirche gut, sagt sie. Doch als eines Tages ein befreundeter Heimatforscher anrief und von einem Bild einer Herxheimer Glocke erzählte, die Adolf Hitler gewidmet ist, erschrak sie. Sie rief Pfarrer Meinhardt an und fragte nach. „Joo, da hängt so Glock', die hat so komisch Kreuz drauf“, soll er gesagt haben, so erzählt sie es. Sie habe das Gefühl gehabt, dass er sich winde, sich rausreden wolle. „Ich habe gedacht: Die wollen da irgendetwas verheimlichen.“

Kirchenglocken sind für Peters nicht irgendwelche Instrumente. Ihre Inschriften seien eigentlich Bibeltexten entnommen, sagt sie. „Die sind wichtig. Sie sind die Sprache der Gemeinde an Gott.“ Eine Glocke, die heute noch Hitlers Botschaft in den Himmel sendet, fand sie unerträglich.

Also schrieb sie eine E-Mail an die Zeitung in der Region, die „Rheinpfalz“. Wenig später erschien dort ein Artikel. Die Überschrift: „Hochzeit unter Hitler-Glocke“. Der Herxheimer Bürgermeister, Ronald Becker, wird mit den Worten zitiert, er „sehe keinen Grund, die Glocke zu entfernen“. Eine Infotafel an der Kirche, die auf das Nazi-Relikt hinweist, hielt er auch nicht für nötig. Er befürchte, dass die Kirche zur Kultstätte für Nazis werde.

Das machte es für viele nicht unbedingt besser. Die Medien fragten weiter nach, Politik und Kirche mussten weiter Antworten geben. Auf einmal interessierten sich Fernsehsender für das kleine Herxheim und seine Glocke, Sender nicht nur aus ganz Deutschland, sondern auch aus Großbritannien, Russland und Kanada. Überregionale

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Zeitungen veröffentlichten seitenlange Reportagen. Pfarrer Meinhardt nennt das riesige Interesse heute „erstaunlich“ und kann das alles immer noch nicht so wirklich nachvollziehen. „Das hat eine Eigendynamik entwickelt, wir haben das unterschätzt.“ Sigrid Peters sagt, man habe erkennen können, wie braunes Gedankengut im Dorf zum Vorschein kam.

Ein Fernsehbeitrag löste besonders viel Wirbel aus, er lief im Politmagazin „Kontraste“ in der ARD. „Wir sind stolz, eine Glocke mit solcher Inschrift zu haben“, sagt Bürgermeister Becker da. „Diese Glocke jetzt als Hitler-Glocke zu bezeichnen, das ist immer so negativ.“ Er stört sich daran, dass bei Hitler gleich „die Judenverfolgung und die Kriegszeiten als erstes obenauf“ seien und nicht umfassend berichtet würde, neben den Gräueltaten auch über die „Sachen, die er in die Wege geleitet hat und die wir noch heute benutzen“. Beides müsse dann auch auf eine Infotafel für die Glocke.

Auch Pfarrer Meinhardt kommt nicht glücklich rüber mit den drei Sätzen, die er im Film sagen darf. Ob man die „akustische Zumutung“, die nach Meinung der Kirchengemeinde entstünde, wenn man die Hitler-Glocke abstellen würde, nicht auch aushalten könne, wird er von der Reporterin gefragt. „Was kann man nicht aushalten?“, antwortet er. Warum sie dann weiter läute, wird er gefragt. „Warum sollten wir sie jetzt abstellen?“ Die Reporterin erwidert, dass sie für manche Menschen wie die Stimme Adolf Hitlers rüberkomme, für Sigrid Peters zum Beispiel. „Was rüberkommt ist ein zweigestrichenes C.“ Und dann lächelt Pfarrer Meinhardt.

Spätestens mit diesem Beitrag verhärteten sich die Fronten. Sigrid Peters wurde von den einen als Nestbeschmutzerin beschimpft. Helmut Meinhardt von den anderen als Nazi-Pfarrer. So erzählen sie es. Und in den Kommentarspalten im Internet ergoss sich der Hass.

Bürgermeister Becker trat später zurück und sagte, seine Äußerungen seien verkürzt wiedergegeben und aus dem Zusammenhang gerissen worden. Falls er den Eindruck erweckt habe, dass er die NS-Zeit verherrliche, wolle er sich davon „aufs Äußerste distanzieren“. Pfarrer Meinhardt sagt heute: „Ich nehme ihm das ab.“ Peters sagt: „Er hat bis zum Schluss die Tragweite seines Redens nicht ermessen.“

Meinhardt ist selbst nicht gut auf den „Kontraste“-Film zu sprechen. Eineinhalb Stunden habe er mit dem Filmteam verbracht, und dann seien ein paar Sekunden gesendet worden. Als geschichtslos komme er nun rüber, das macht ihn besonders wütend. Er erzählt dann, dass nach der Ausstrahlung die Wahl zum Vorsitzenden des Vereins für Pfälzische Kirchengeschichte anstand. Er habe angeboten, nicht mehr zu kandidieren und sei trotzdem in geheimer Wahl wiedergewählt worden. Meinhardt spricht gern über Geschichte, er spart die Gräueltaten der Nazi-Zeit und die Verstrickungen der Kirche nicht aus. Nur wenn er einmal anfängt, dann eignet sich das eben selten für ein kurzes Zitat, wie sie es im Fernsehen brauchen.

Die Zitate lieferten die Herxheimer Bürger der „Kontraste“-Reporterin. Ein Herr sagt im Film zur Hitler-Glocke: „Mich stört das nicht, ich habe die Zeit vergessen.“ Eine Dame sagt: „Wegen derer schieß Glock', das ist doch Geschichte!“ Ein anderer Herr sagt: „Es war nicht alles schlecht. Ich will nicht sagen, wir bräuchten heute noch mal einen Adolf Hitler, den brauchen wir nimmer. Aber es war nicht alles schlecht, was Adolf Hitler gemacht hat.“ Gegen die Glocke spricht sich niemand aus.

* * *

Wer sich in Herxheim umschaute, findet aber auch Menschen wie den Herren im grünen Pullover mit der kantigen, randlosen Brille, der erst gar nichts sagen will zu der ganzen Sache und dann sagt: „Ich brauche die Glocke nicht.“ Er wohnt ein paar Hundert Meter von der Jakobskirche entfernt, seinen Namen will er lieber nicht in der Zeitung lesen, zu viel Ärger in letzter Zeit. Eine ausgeprägte Meinung hat er aber schon. Den Auftritt des Bürgermeisters bei „Kontraste“ fand er „in Duktus und Sprache katastrophal“. In Schulnoten: „Sechs, setzen.“ Selbst als ehrenamtlicher Bürgermeister eines kleinen Dorfes müsse man wissen, wie man damit besser umgehe.

Und trotzdem hält er die Empörung für völlig übertrieben. „Alle sind genervt. Es hätte ein schöner Sommer sein können“, sagt er. Schuld daran sind für ihn nicht zuletzt „die Medien“. Er erzählt einen Witz, der das erklären soll: „Bundeskanzler Helmut Schmidt ist mit dem Schiff auf dem Rhein unterwegs. Irgendwann steigt er aus und geht übers Wasser ans Ufer. Am nächsten Tag steht in der Zeitung: Helmut Schmidt kann nicht schwimmen.“ Die Medien haben alles so lange verdreht, bis sie eine negative Schlagzeile hatten, so sieht er das.

Oft sei so getan worden, als hätten die Herxheimer die Hitler-Glocke verheimlicht, vor allem das stört nicht nur ihn, sondern viele Herxheimer. Sie erzählen dann von einer Ausstellung im Jahr 2005, die sich in der Jakobskirche mit der Nazi-Zeit in Herxheim auseinandergesetzt hat, inklusive Foto der Hitler-Glocke. Pfarrer Meinhardt betont, wie er 2011, zum 60. Geburtstag des neuen Geläuts, eine Pressemitteilung geschrieben hat, in der er sie auch erwähnte.

Und deshalb verstehen nun auch viele Herxheimer die Welt nicht mehr: Für sie ist die Hitler-Glocke nichts Neues. Sie haben sich jahrelang nicht an ihr gestört und können nicht nachvollziehen, dass sich auf einmal andere daran stören.

Dabei ist es wohl kein Zufall, dass die Glocke gerade jetzt so einen Wirbel auslöst, in einer Zeit, in der sich Deutschland noch einmal ganz anders mit seiner Geschichte auseinandersetzt, weil es Bewegungen wie Pegida und Parteien wie die AfD gibt. „Die Leute sind in ihren Äußerungen über die NS-Zeit sehr viel mutiger geworden und fühlen sich bestätigt“, sagt Sigrid Peters. Das ist die eine Seite. Die andere Seite ist, dass diejenigen, die nicht finden, dass man das mit der Nazi-Zeit jetzt aber auch mal gut sein lassen könne, wieder sehr viel sensibler geworden sind.

Dass die Hitler-Glocke hängen bleibt, daran jedenfalls glaubt kaum noch jemand, auch wenn der Gemeinderat erst nach einem Gutachten einer Glockensachverständigen im Dezember über ihre Zukunft entscheiden will. Peters, die anfangs nur wollte, dass die Glocke nicht mehr schlägt und Kirchenbesucher über ihre Widmung informiert werden, sagt heute: „Das reicht nicht mehr.“ Pfarrer Meinhardt sagt inzwischen, ihm sei beides recht, die Glocke als Mahnmal hängen zu lassen oder sie in ein Museum zu geben und zu ersetzen. Er sagt aber auch: „Wir sind nicht mehr ganz frei in der Entscheidung.“

Siedlungs-Bande

Brennende Müllcontainer, Angriffe auf Polizisten, Einbrüche: Der Koblenzer Stadtteil Neuendorf hat einen denkbar schlechten Ruf. Muss das sein?

Von Dietmar Telser, Rhein-Zeitung, 17.06.2017

Manchmal, da reißt es ihn aus dem Schlaf. Dann liegt er hellwach in seinem Bett und starrt an die Zimmerdecke. Er hört das Dröhnen des Polizeihelikopters, der über den Häusern in der Herberichstraße kreist, die Rotoren, wupp, wupp, wupp, spürt, wie die Hauswände dabei vibrieren, und sieht aus den Augenwinkeln das Kegellicht des Suchscheinwerfers. „Was ist denn jetzt schon wieder?“, denkt er dann. „Was soll denn das schon wieder?“

Aber Artur Golz weiß es eigentlich ganz genau. Wieder einmal gibt es Ärger mit den Jungs in der Koblenzer Siedlung. Das übliche Theater. Seit Jahren geht das so. Zuerst zünden sie die Müllcontainer an. Nicht die Behälter aus Stahlblech, die zwar große Flammen werfen und lange brennen, sondern die aus Kunststoff, die bestialisch schwarzen Rauch entfachen, sodass dem Golz, der nachts ein Sauerstoffgerät benötigt, die Luft wegbleibt und die Augen tränen. Dann kommt die Feuerwehr, die Polizei. Und manchmal fliegen Steine, frage nicht warum.

Artur Golz, 68 Jahre alt, buschig-grauer Seelöwen-Schnauzer, Augenbrauen, die sich bei jedem Satz wie Staunen heben, streng gescheiteltes Haar und Hände wie ein Hafenarbeiter, Artur Golz also, blickt ernst und müde, als er dies erzählt. So als würden ihm die Nächte ganz im Allgemeinen nur mehr wenig Schlaf schenken. Er brummt: „Es hat sich etwas verändert in der Siedlung.“

Früher, da war Golz Hausmeister, 23 Jahre lang. Er stammt aus einer angesehenen Hochseilartistenfamilie, „mit dem Motorrad den Kirchturm hoch, solche Sachen“. Man kann hier fragen, wen man will. Er war immer eine Respektperson. Er ist das auch heute noch. Respekt ist hier in der Siedlung ein großes, aber manchmal auch ein

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

leeres Wort. Als er, einmal kurz vor seiner Rente, lange ist das nicht her, in seinem Hausmeisterbüro saß, da flog ein Gullydeckel durch die Scheibe. „Hier, schönen Gruß an den Bezirkspolizisten“, feixten draußen die Jungs.

Golz wurde zornig, wie er es nur selten wird. Er rief:

„Dann schmeißt doch dem Polizisten den Deckel rein und nicht mir.“

Und als er raunte, sie mögen den gusseisernen Gullydeckel doch bitte wieder herausschaffen – „helft mir gefälligst, ich bin ein alter Mann“ –, schauten sie ihn bloß mit großen Augen an. „Die Jungs“, sagt Golz, „die denken nicht mehr daran, was das alles für Folgen hat.“

Koblenz, Stadtteil Neuendorf, Großsiedlung. Wer von der Siedlung spricht, meint in etwa die Häuser im Dreieck zwischen Herberichstraße, Wallersheimer Weg und Werner-von-Siemens-Straße. Dazu gehört die Weiße Siedlung mit den grauen Hochhäusern und der Bereich „Im Kreuzchen“ südlich des Akkauf-Supermarktes. Oft sagen die Leute aber nur liebevoll: Im Kreuzchen.

Im Kreuzchen verdichten sich die Probleme dieser Stadt. Manche sind sogar der Meinung, die des ganzen Landes. Stadtplaner sprechen in solchen Fällen von einem Stadtteil mit komplexer Problemlage. Kaum irgendwo in der Stadt leben Menschen auf so engem Raum, nirgendwo ist die Chance für Paketboten, auch untertags jemanden zu Hause anzutreffen, so groß. Die Zahl der Arbeitslosen ist doppelt so hoch wie im Rest der Stadt. Mehr als 70 Prozent der Bewohner in der Siedlung haben einen Migrationshintergrund. In Koblenz sind es im Schnitt etwa 30 Prozent.

Immer schon haben sich hier diejenigen gefunden, die es schwerer haben als andere in diesem Land. Früher waren das die Reisenden, die Sinti und Schausteller, dann die ersten Gastarbeiter, die nicht immer das Gefühl vermittelt bekamen, dass sie hier auch richtig sind, die Russlanddeutschen und die, die das Glück im Leben oft vergeblich suchten. Es ist eine Zusammensetzung, die nicht immer Harmonie verspricht. Nirgends in der Stadt leben zudem so viele Jugendliche wie hier in der Siedlung. Rund 29 Prozent sind jünger als 18 Jahre alt. Im Rest der Stadt sind es im Schnitt 15 Prozent. Wenn es etwas gibt, das sie eint, sind es die fehlenden Perspektiven. Die Siedlung hat-

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

te so auch stets etwas Verruchtes. Wer es sich leisten konnte, zog in ein anderes Viertel. Das ist auch heute noch so. Und doch ist es anders.

Die Polizeibehörden beobachten seit mittlerweile neun Jahren einen bedeutsamen Anstieg der Jugendkriminalität. Vor einiger Zeit hat das Innenministerium auch Zahlen dazu veröffentlicht. In den vergangenen drei Jahren musste die Polizei zu rund 900 Einsätzen in der Siedlung ausrücken. Aber er ist nicht allein die Anzahl, die viele in der Stadt erschreckt hat. Es ist die Wut und der Zorn der Jugend, die keinen Vergleich kennen. Einmal wurden Polizisten aus dem Hinterhalt mit Steinen beworfen, die Jungs hatten Zwillen dabei. Ein anderes Mal wurde eine Streifenwagenbesatzung mit einem fingierten Notfall in die Großsiedlung gelockt. Als sie ankamen, flog aus einem Versteck heraus ein brennender Molotowcocktail. Selbst die Männer von der Berufsfeuerwehr mussten einmal Schutz suchen, als Steine flogen. Und letztes Jahr zu Halloween eskalierte die Lage vollends. Zunächst legten Jugendliche mehrere kleine Brände. Als Polizei und Feuerwehr eintrafen, kamen die Jungs aus der Deckung. Sie hatten Sturmhauben und Skimasken übergestreift und Steine und Eier dabei.

Vielleicht wäre dies alles in der Vergangenheit mit ein paar dicken Schlagzeilen und einem kollektiven Kopfschütteln erledigt gewesen. Aber inzwischen hat sich Deutschland verändert. Das hat auch mit den Flüchtlingen und Zuwanderern zu tun, die in den vergangenen Jahren in das Land kamen und neue Herausforderungen an die Integrationspolitik stellen. Die Fehler aus der Vergangenheit sollen sich nicht wiederholen. Es wird auch deshalb wieder etwas genauer hingesehen, wo und warum sich Brennpunkte und Problemviertel entwickelt haben. Der Begriff No-Go-Area ist keiner mehr allein des rechten Diskurses, und selbst die Grünen drücken sich nicht mehr um das Thema Sicherheit.

Sie haben einen Halbring gebildet. Zehn, zwölf Jungs, vielleicht 15 bis Anfang 20 Jahre alt, nichts als Hormone, aufgedreht, voller Adrenalin, einige haben Kapuzen übergezogen, einer wagt sich aus der Reihe, tänzelt ein paar Schritte vor und wieder zurück, reckt die beiden Mittelfinger nach oben. „Hier ist Siedlung Neuendorf“, ruft er, „Yeah.“

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

„Ey. Scheiße Polizei“, sagt ein anderer.

„Ey“, sagt einer, „Scheiße Rhein-Zeitung. Ist doch alles Lüge, was ihr über die Siedlung schreibt.“

„Die Polizei soll uns in Ruhe lassen.“

„Die provozieren uns.“

„Also, gestern erst, wir stehen da, chillen, kiffen, dann kommen die Bullen, schalten das Fernlicht ein.“

„Voll die Provokation.“

„Wenn die aufhören, dann ist gut.“

Einer, nennen wir ihn Mehmet, macht jetzt besonders auf halbstark.

„Hör nicht auf ihn“, sagt ein anderer, dem das alles unangenehm ist.

„Der ist behindert.“

„Schreib in die Zeitung“, sagt Mehmet, von dem es in der Siedlung heißt, dass er keinem etwas zuleide tun kann, „schreib: Die Polizei kommt hier nicht rein. Sonst Beef.“

„Behindert“, sagt der andere, wischt mit der Hand über die Stirn.

Mehmet baut sich jetzt vor einem auf: „Schreib das hier in die Zeitung, groß: Polizei, wollt ihr Beef?“.

„Der ist Dillo.“

„Ist doch gut, wenn die Polizei Angst vor uns hat.“

Wer mit der Polizei über die Siedlung sprechen will, merkt schnell, wie delikat das Thema ist. Bei der ersten Terminanbahnung verweist die Pressestelle der Behörde zunächst auf die, ihrer Meinung nach, bereits erfüllte Auskunftspflicht nach dem Landesmediengesetz und schreibt, dass sie doch lieber davon absehen möchte, „tiefer in die Pressearbeit einzusteigen“. Schließlich wolle man Nachahmertaten vermeiden und

die Bewohner durch eine negative Berichterstattung nicht weiter stigmatisieren. Das ist ein hehres Ansinnen, aber vermutlich bestenfalls die halbe Wahrheit.

Die andere Seite ist die, dass die Polizei unter Druck ist. Schon vor Jahren wurden Wohnungen in der Siedlung angemietet, um die Rädelsführer zu observieren. Es gab mehrere Razzien, verstärkte Fußstreifen, Festnahmen. Es wurde der Runde Tisch Jugenddelinquenz gegründet, die Wohnbaugesellschaft installierte zusätzliche Lampen, Holzeinfassungen der Müllcontainer wurden entfernt, Sträucher und Gebüsche gelichtet, damit sich dort niemand mehr verstecken kann. Der Erfolg aber zeigt sich nur langsam. Es gibt Leute in der Siedlung, die sagen, dass die Polizei nicht ganz unschuldig an der Situation in der Siedlung ist. Dass sie sich vorführen lässt und nicht einschreitet, wenn es notwendig ist. Dass die Polizei, wenn sie durch die Siedlung fährt, nichts zu sehen bekommt als einen ausgestreckten Mittelfinger und dass sie manchmal nicht einmal das interessiert. Und es gibt die anderen, die genau das Gegenteil sagen, die der Polizei vorwerfen, viel zu aggressiv gegen die Jugendlichen vorzugehen und so die Stimmung weiter anzuheizen.

Die Polizei ist deshalb tatsächlich in einer misslichen Lage. Geht sie massiv gegen die Jugendlichen vor, spornt das manche erst richtig an. Hält sie sich zurück, wird ihr schnell vorgeworfen, sie lasse sich an der Nase herumführen. Nach den Vorfällen von Halloween hielt man der Polizei vor, die Ereignisse übertrieben zu haben. Als die CDU-Stadtratsfraktion Anfang des Jahres ein Sicherheitskonzept für Neuendorf und das benachbarte Wallersheim forderte, warf ein Ratsmitglied der FBG in der anschließenden Debatte der Polizei Verharmlosung vor.

Wer mit dem Bezirkspolizisten Norbert Pfeffer an einem warmen Frühlingstag vom Kreuzchen die Hans-Bellinghausen-Straße entlanggeht und die Fritz-Michel-Straße wieder zurück spaziert, kann nicht überhören, wie er sich bemüht, etwas Gelassenheit in die aufgeheizte Debatte zu bringen. Pfeffer betont gleich mehrmals, dass man hier genauso wie jetzt am helllichten Tag auch nachts völlig unbehelligt durch die Siedlung spazieren könne: „Es geschieht einem nichts.“ Pfeffer sagt auch, dass ihm gar nicht Bange um diesen Stadtteil ist. Denn immer schon habe es Rebellen unter den Jugendlichen gegeben. Einmal zieht er sogar einen Vergleich zu den Hippies. Brau-

chen wir strengere Gesetze, um die Jugendkriminalität in den Griff zu bekommen?
Ach, nein, sagt er. Fehlt es der Polizei an Personal, Herr Pfeffer? Na ja, seufzt er und denkt dann so lange nach, dass man nicht weiß, ob das schon die ganze Antwort war. „Die Sache ist nicht so einfach“, fügt er schließlich hinzu, „nicht so einfach, wie es sich mancher an seinem Stammtisch denkt.“

Nicht, dass das falsch verstanden wird. Auch Pfeffer betont, dass die Situation in der Großsiedlung mitunter problematisch ist. Er formuliert das so: „Wir waren in einer Situation, wo wir darauf achten mussten, dass hier kein rechtsfreier Raum entsteht.“ Als der Molotowcocktail flog, da sei die rote Linie überschritten gewesen.

Pfeffer hält jeden Freitag von 9 bis 10.30 Uhr eine Bürgersprechstunde am Pfar-
rer-Friesenhahn-Platz. Es gibt keinen Aushang, der darauf hinweist. Er sagt, dass er nicht mehr eigens darauf aufmerksam macht, weil die Jungs meist die Plakate und Tafeln runterreißen oder beschmieren. Jetzt stellt er einfach seinen Polizeibully vors Gebäude. „Die wissen dann schon, dass ich hier bin.“ Viel reden wollen sie aber in der Siedlung nicht. Die Bande in der Siedlung sind eng geknüpft. Pfeffer formuliert es im Polizeisprech: „Die Auskunftsbereitschaft gegenüber der Polizei ist hier nur gering.“

Die Siedlung spricht ohnehin ihre eigene Sprache. Pfeffer muss sich sehr bemühen, dass er hinterherkommt. Inzwischen hat er einen Weg gefunden, die Sprache der Jungs zu lesen. Immer dann, wenn er ein neues Symbol oder Schriftzeichen an den Mauern in der Siedlung entdeckt, dann notiert er es. Später im Büro gibt er die Zeichen bei Google ein. Neulich zum Beispiel, die Zahl 187. Die 187, die man immer wieder an den Wänden liest, so hat er im Internet recherchiert, sind Hamburger Rapper. 187 Strassenbande heißen sie, ziemlich angesagt momentan. 187 ist auch der Mord-Paragraph im kalifornischen Strafgesetzbuch. Das gilt als Drohung bei Jugendgangs.

Wer die Siedlung verstehen will, muss die lokalen Zahlencodes der Jungs beherrschen. Es gibt auch die 31er, die 56er, die 070er. Die 31er sind die Verräter. Der Begriff kommt aus der Gangster-Rap-Szene und bezieht sich auf den Paragraphen 31 des BtmG, der Strafmilderung bei Aussagen gegenüber den Ermittlern zusagt. Die 56er und 070er haben ihren Ursprung in der Postleitzahl. Neuendorf hat die 56070. Angefangen hat es mit den 56ern, einem Label für die Rapper-Szene, später kamen die

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

070er. Für die einen waren die 56er nur Marketing, für die anderen eine Bande. Wer den Mythos der Siedlung ergründen will, kommt an den 56ern nicht vorbei. Und am besten weiß darüber BigT Bescheid.

„Na, BigT?“

„Alles gut?“

„Gut, Bruder, bei dir?“

„Alles gut.“

Gettofaust

„Wann kommt das Video?“

„Bald, Bruder.“

„Wallah.“

Wie sie schauen, die kleinen Jungs mit ihren viel zu großen Baseballkappen, wenn er durch die Siedlung geht. Wie angewurzelt bleiben sie stehen. „Wie spät ist es, BigT?“, fragen sie, nur um etwas gefragt zu haben, während die anderen ihn mit offenem Mund anstarren, dann klopf er ihnen auf die Schulter und streicht den Kleinsten über den Kopf, als wäre er ein Fußballstar. Volkan oder einfach nur BigT, das ist sein Künstlername, ausgesprochen also Big Tiii, was soviel wie Big Trouble heißt, großer Ärger, und den gibt es hier ja bekanntlich genug. BigT macht Rap-Musik. Es geht in seinen Songs meist um das Leben in dem Viertel und um die ganz großen Dinge: Gewalt, Stolz, Ehre und eine Gesellschaft, die Leute wie die aus der Siedlung offenbar nicht in ihrer Mitte haben will. Es ist die dem Genre eigene schonungslose Sprache, die den Konflikt mit den Institutionen zelebriert. Er singt: „BigT, ich bin King im Untergrund“ oder auch „Wir sind gekommen, um zu sterben, geboren, um zu leiden. Denn der Staat schikaniert uns und kann uns nicht mehr leiden“. Seine Reime sind immer auch eine Hommage an die Großsiedlung und Liebeserklärungen im Gangster-Rap hören sich in etwa so an: „Scheiß drauf, ich find die konsequente Gegend toll.“ Es wäre einfach, sich darüber lustig zu machen, aber damit wird man der Sache nicht gerecht.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Wer Volkan trifft, der bekommt es mit einem höflichen, jungen Mann zu tun. Und wenn er neben einem auf der Parkbank sitzt und erzählt und dabei ein wenig fröstelt, fällt einem auf, was für weiche Gesichtszüge er eigentlich hat und was für ein angenehmer Gesprächspartner er sein kann. Volkan war Mitbegründer der 56er. Sie sind Legende hier. Eigentlich waren die 56er eine Rapper-Gruppe, am Ende wurden in dem Umfeld aber immer mehr Straftaten begangen. Volkan sagt, dass das daran lag, dass irgendwann jeder, der auch nur ein T-Shirt von der Gruppe hatte, ihr zugerechnet wurde. Deshalb sei die Sache aus dem Ruder gelaufen. „Ich habe auch Scheiße gebaut“, sagt er heute. Aber das sei vorbei. Heute will er ein positives Beispiel für die Jungs hier sein.

Volkan hat im Vorfeld geschrieben, dass er über die Siedlung reden will, weil ihm etwas an dem Viertel liegt und er hier einiges klarstellen möchte. „Wir werden hier abgeschottet von der Gesellschaft, es ist, als würde es eine Mauer um Neuendorf geben“, klagt er. Aber er sagt, dass das Leben hier einmalig sei und völlig anders, als es von außen so oft dargestellt werde. „Wir sind eine Familie hier. Wir kennen uns von klein auf. Wir helfen uns gegenseitig, wir passen auf uns auf.“ Er sagt: „Zusammenhalt, Vertrauen und Respekt. Das ist Neuendorf.“

Wenn Volkan die Siedlung verteidigt, dann wird er zu BigT. Er sagt, um auch das klarzustellen, dass es gut ist, dass es die Polizei gibt. „Wer weiß, wie es ohne die hier aussehen würde.“ Er findet es auch nicht okay, was zuletzt passiert ist. Aber er meint, dass es auch kein Wunder sei, dass sich alles so aufgeschaukelt habe. „Die Polizisten kommen hier rein, die tun so, als wären sie im Krieg“, schimpft er dann, wird immer lauter und fällt in den Rhythmus seiner Texte, rappt fast, als er schildert, wie die Polizeibeamten in das Viertel kommen, die Jungs, die Kids auf den Boden schmeißen, sie beschimpfen, sie durchsuchen, ihnen die Hose herunterziehen, vor all den anderen, und er redet sich so in Rage, dass man sehr bald nicht mehr weiß, ist es jetzt ein Songtext, ein Film, oder soll es sich wirklich alles so zugetragen haben.

Vor einem Wohnhaus in der Siedlung haben sie einen Tisch und drei Stühle auf die Wiese gestellt. Ein Junge, ein Mädchen und ein älterer Mann im Hoodie sitzen dort und beugen sich über den Tisch. Der Mann hat die Kapuze über den Kopf gezogen. Es

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

sieht vom Weiten nach krummen Geschäften aus. Als man näher kommt, wird klar, sie spielen Mensch ärgere Dich nicht.

Es fehlt an nichts im Supermarkt Akkauf. Sie verkaufen honigklebriges Baklava, Weichkäse in Salzlake und Dürum-Fladen, so groß wie die Reifen eines Kinderfahrrades. Seit einiger Zeit haben sie Kameras installiert. Inhaber Akdag Önder zeigt die Monitore, an denen sie das alles beobachten können, nur der Blick auf die Straße bleibt ihnen aus Datenschutzgründen verwehrt. Es soll ein Video geben, auf dem zu sehen ist, wie ein paar Jungs einen Pkw, den sie kurz zuvor geknackt haben, rückwärts in das Schaufenster lenken. Mit Zigaretten und Schnaps entkommen sie.

Es sind aber meist die klassischen Ladendiebstähle, die dem Inhaber Akdag Önder Arbeit machen. Önder sagt, dass er die Jungs, wenn er sie wieder einmal beim Klauen erwischt hat, festhält und die Eltern kontaktiert. Dann hofft er, dass es zu Hause ordentlich Zores gibt und die Jungs sich das kein zweites Mal trauen. Manchmal funktioniert das, meistens nicht. „Der Respekt ist verloren gegangen“, sagt er. Önder wundert sich, wie gleichgültig es den Eltern oft ist, wenn er einen der Jungs erwischt hat. Manchmal lachen sie darüber. Einmal hat Önder einen der Jungen beim Ladendiebstahl geschnappt. Wenig später stand dessen kleiner Bruder, ein Steppke, vielleicht fünf Jahre alt, wütend vor dem Laden. Er baute sich draußen auf, so wie sich ein kleiner Junge eben aufbauen kann, drohte mit einer riesigen Holzlatte in der Hand und rief: „Was machst du mit meinem Bruder?“

Am Bolzplatz der Siedlung stehen zwei junge Männer und rauchen. Einer hat einen Pitbull an seiner Seite. „Der beißt“, ruft er von Weitem und guckt dabei nicht hoch. „Komm nicht her, der Hund beißt“, wiederholt sein Kumpel noch einmal und lacht jetzt so, damit nicht klar wird, ob er es ernst meint. Später sagt er: „Ich verstehe ja, dass die Leute so über Neuendorf reden. Dass die Angst haben, wenn ein paar Typen so wie wir hier rumhängen. Aber siehst du? Ist doch nichts passiert.“ Das sei eben Neuendorf. „Es sind immer welche dabei, die sind nicht stabil, Bruder. Psyche gefickt.“ Was will man machen. „Hängst hier rum, kommst auf blöde Gedanken.“ Einer

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

sagt: „Wir haben auch Scheiße gebaut, Bruder. Aber nicht so. Gullydeckel, rückwärts in Akkauf mit dem Auto ...“ Er tippt mit dem Finger an die Stirn.

Man kann sie oft auf ihrer Terrasse sehen. Silvia Steinbach, 59, steht dann dort, raucht und schaut auf ihre Siedlung. Seit 1976 wohnt sie hier, mittlerweile „in der Avenue“, wie sie die Fritz-Michel-Straße nennt. Von ihrer Terrasse kann sie alles beobachten, die Fritz-Michel-Straße, den Eingang zum Supermarkt, sie kann manchmal den Russlanddeutschen zusehen, wie sie „den Schnee“, also Kokain, vertickern, und sie kann die Jungs dabei beobachten, wie sie nicht wissen, was sie mit ihrer Zeit anfangen sollen. Drinnen in ihrer Wohnung aber ist die Welt eine andere, ein barockes Wunderland mit Tapeten, an denen sich puderblasse Rosen ranken, zwei moppelige Putten stehen im Wohnzimmer, so groß wie dreijährige Kinder, schwere Vorhänge opulent drapiert, Keramikvasen mit goldenen Bordüren, zwei Flatscreens, LG, auf dem einen läuft das Nachmittagsprogramm, im zweiten, unten im Kaminofen, eingerahmt von barocken Stuckaturen, flackert das digitale Kaminfeuer. Nichts an dieser Wohnung ist zufällig an seinem Platz, alles ist gepflegt. Selbst der handtaschengroße Chihuahua Schischi ist Teil des aparten Ensembles.

Die Steinbachs, das ist ein Name hier, eine Sinti-Dynastie. Silvia Steinbach hat vieles in der Siedlung erlebt, aber heute macht sie sich große Sorgen, wenn sie daran denkt, wo das alles hinführen kann. Sie befürchtet, dass sich das alles so zuspitzt, dass am Ende einer der Jungen tot auf der Straße liegt.

Es gibt Leute, die sagen, dass sich die Zusammensetzung, die Struktur der Siedlung geändert hat. Früher hätten die großen Familienverbände die soziale Kontrolle ausgeübt und Konflikte innerhalb der Strukturen gelöst. Das waren früher etwa die Sinti und die türkischen Großfamilien. Inzwischen sei die Struktur sehr viel komplexer, dadurch entstehe ein Vakuum, das nicht ausgefüllt wird. Silvia Steinbach sagt, dass sie das mit dem fehlenden Respekt eigentlich nicht so wahrnimmt. Wenn sie den Jungs sagt, dass jetzt auch mal genug sei, „ja, dann hören die auch auf“. Die Jungs, so betont sie, würden ihr manchmal sogar die Lebensmittel nach Hause tragen, wenn sie viel schleppen muss. Sie sagt: Den Jungs fehlt es einfach an einem Ort, an dem sie sich treffen können. „Und vor allem, dass sie ernst genommen werden.“

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Auf dem Platz hinter dem Akkauf hat jemand seinen Röhrenfernseher entsorgt. Drei Jungs, keine acht Jahre alt, haben ihn entdeckt. Einer holt einen Stein. Er wirft ihn gegen die Scheibe des Geräts. Einmal, zweimal, es passiert nichts. Dann suchen sich auch die anderen beiden Jungs Steine und werfen sie gegen den Monitor. Einer kippt das TV-Gerät schließlich um, er fällt nach vorn, aber die Scheibe zerbricht nicht. Dreimal, viermal geht es so weiter, dann geben sie auf.

Es läuft manches nicht gut im Kreuzchen, aber es ist nicht wahr, dass die Siedlung verwahrlost sei, dass an jeder Ecke das Böse lauere, und der No-Go-Area-Vorwurf ist sogar schlicht Blödsinn. Es ist auch nicht richtig, dass hier nichts für die Bewohner gemacht wurde. Es gibt einen Bolzplatz, es gibt den Affenkäfig in dem Basketball gespielt wird, es gibt den Jugendtreff, den Spielplatz und das McKiz, in dem jede Menge Kurse und Treffen angeboten werden. Das Netzwerk der sozialen Akteure, das Engagement, hört man, sei vorbildlich. Und wer an einem sonnigen Tag durch die Siedlung spaziert, nimmt auch das freundliche Gesicht des Kreuzchens wahr, die vielen jungen Familien, die spielenden Kinder, das Grün zwischen den Häuserblöcken.

Und dennoch fällt auf: Es gibt keine Kneipe in dem Viertel, keine kleinen Läden und für die, die zu alt für das Jugendzentrum sind, existiert keine Alternative außer den Straßenecken.

Diplom-Sozialpädagogin Claudia Wickert ist eine herzlich-hemdsärmelige Frau, mit wenig Scheu vor klaren Worten. Ihr Büro liegt im Herzen der Siedlung, Im Kreuzchen 74. Seit gut 20 Jahren arbeitet Wickert für die Caritas in der Siedlung. Sie kennt ihre Pappenheimer, ihr muss keiner etwas erzählen. Sie hat dabei oft genug gesehen, wie die Aufregung über die Situation in der Siedlung anschwillt, um genauso schnell wieder abzuebben. Es verläuft wellenartig, und immer dann, sagt sie, wenn es wieder besonders schlimm wird, „tja, dann sollen wir wieder alles richten“.

Zuletzt war wieder mal so eine Zeit. Sie spricht von einem „Räuber-und Gendarm-Spiel mit der Polizei“, aber sie sagt: „Die Qualität der Auseinandersetzung ist

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

tatsächlich eine Neue.“ Wickert sieht einen der Gründe für die Probleme in der fehlenden Erwerbsbiografie der Väter. „Die Väter haben ihre Autorität verloren.“ Das leuchtet ein: Wenn der Familienvater den ganzen Tag zu Hause sitzt und nicht arbeitet, fällt es den Jungs auch schwer, ihn als Vorbild zu sehen. Künftig sollen Projekte in der Siedlung nicht nur mehr auf die jungen Leute zielen, sondern auch die Väter einbinden.

Aber Wickert weiß auch, dass sie die Probleme im Kreuzchen allein durch Projekte nicht lösen wird. In der Siedlung laufen die sozialen Fragen der ganzen Stadt auf. Manchmal findet sie, dass das ein wenig untergeht in der Diskussion. „Die anderen Stadtteile profitieren davon, dass sich hier alles ballt.“ Sie meint damit: Das ist der Preis, damit die Bürger in der Vorstadt oder am Oberwerth weiter in ihrer heilen Welt leben können. Dabei liegt ihrer Meinung nach gerade in der Siedlung mit den vielen jungen Familien die große Chance dieser Stadt. „Wenn hier investiert wird, wird auch in die Zukunft der Stadt investiert.“

Die Stadt Koblenz hat das längst verstanden. Neuendorf wurde in das Programm „Soziale Stadt“ aufgenommen. Das ist so etwas wie Aufbauhilfe für benachteiligte Stadtteile. Im Mai haben die Stadtberater vom Büro Dr. Sven Fries Quartier bezogen. Man kann den Stadtteilmanager Iven Messer, 28 Jahre alt, seit Kurzem in seinem provisorischen Büro am Pfarrer-Friesenhahn-Platz antreffen. Der gebürtige Bad Kreuznacher wird gemeinsam mit einer Kollegin mindestens zwei Jahre lang die Siedlung auf ihrem Weg in eine neue Zukunft begleiten. Es ist Messers erstes großes Projekt nach dem Studium. Wo es hingehet, kann man im Büro des Quartiersmanagements schon jetzt erahnen. Dort haben sie ein Modell des Stadtteils auf Tischböcken aufgebaut. Fähnchen kündigen die nächsten geplanten Schritte an, die gelben stehen für langfristige Projekte, orange für mittelfristig, bei den roten Fähnchen geht es bald los. Langfristig sollen zum Beispiel das alte Neuendorf und die Siedlung zusammenwachsen und der ganze Stadtteil am Ende aufgewertet werden. Bald schon wird hingegen das Gebäude am Pfarrer-Friesenhahn-Platz zu einem Stadtteilzentrum ausgebaut, in dem alle sozialen Anlaufstellen konzentriert werden. Der Kindergarten wird erweitert,

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

der Bolzplatz wird deshalb neu gestaltet. Es soll später auch einen Veranstaltungssaal geben und einen Raum für die Jugendlichen, vielleicht in Selbstverwaltung.

Es ist ein gigantisches Programm, das am Ende Millionen kosten wird. Messer wird viel Überzeugungsarbeit leisten müssen. Gerade Ältere würden den Plänen noch mit Skepsis begegnen, spürt er. „Viele haben aufgehört, an etwas Neues zu glauben.“ Zu oft seien sie bereits enttäuscht worden. Aber Messer ist voller Mut. „Neuendorf bietet enormes Potenzial“, sagt er. Es könnte etwas Großes entstehen.

Ein Junge steht auf dem Rasen vor den Hochhäusern der Siedlung. Plötzlich läuft er auf einen der Wäscheständer los, springt ab, hängt sich an der oberen Stange fest, wirkt, als wollte er einen Klimmzug versuchen, dann wippt er an der Stange und lässt sich fallen.

Es gibt eine einfache Antwort auf die Frage, weshalb alles so weit kommen konnte. Sie ist in der Stadt immer wieder zu hören. Es liege an den Eltern, die ihren Kindern nicht mehr aufzeigen würden, welche Konsequenzen ihr Verhalten hat. Man muss zum Abschluss dieser Geschichte Ingrid Zehe besuchen, um zu verstehen, weshalb auch dieser Gedanke nicht die ganze Erklärung ist.

Ingrid Zehe ist 51 Jahre alt. Seit sie sechs Jahre alt ist, lebt sie in der Siedlung. Sie sitzt mit angezogenen Beinen auf dem Sofa ihres Wohnzimmers und raucht eine Zigarette nach der anderen, obwohl es ihr nicht so gut geht. Wenn Ingrid Zehe von der Siedlung spricht, ist es ein Gemenge aus Verbundenheit und Zweifel zugleich. Hier in dieser Siedlung kam ihr Bruder mit den Drogen in Kontakt, die ihn später das Leben kosteten. Hier in dieser Siedlung entdeckte auch später ihr Sohn die Drogen, die ihm nichts als Ärger und am Ende eine lange Gefängniszeit einbrachten.

Sie sagt, dass sie alles versucht hat, ihn auf den richtigen Weg zu bringen. Sie hat ihren eigenen Sohn in seinem Zimmer eingesperrt, sie hat ihn mindestens vier-, fünfmal selbst zur Polizei gebracht. Als sie einmal mitbekam, dass er ein Fahrrad geklaut hatte, zwang sie ihn dazu, es persönlich wieder zurückzubringen und sich dafür

zu entschuldigen. Sie hat ihren Kindern auch immer versucht beizubringen, dass es wichtig ist, dass man sein Geld selbst verdient. Auch wenn man dafür putzen gehen muss, alles sei besser als Hartz IV. Sie hat im Grunde vieles richtig gemacht. Und trotzdem. „Ich konnte nichts tun.“

Die Siedlung, das weiß sie, kennt manchmal kein Erbarmen. Vielleicht wäre alles anders gekommen, wäre sie auf dem Oberwerth oder in Moselweiß aufgewachsen. Wäre ihr Bruder nicht tot? Ihr Sohn nicht im Gefängnis gelandet? Und dennoch sagt sie: „Trotz allem ist es schön, hier in der Siedlung zu leben.“

Ingrid Zehe hilft ab und zu im Jugendtreff aus. Sie kennt einige von den Jungs, die Ärger machten. „Das sind keine Schlechten“, sagt sie. Als sie im Krankenhaus war, kamen einige, um sie zu besuchen. „Die Jungs sind es wert, für sie zu kämpfen.“ Sie sagt es nicht ausdrücklich. Aber sie meint damit auch: Es ist es wert, für die Siedlung zu kämpfen.

Anmerkung: Der Abschnitt mit dem Zahlencode 187 wurde in der Online-Fassung um die Bedeutung bei Jugendgangs ergänzt.